

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Malat	387
Babel und Balder. Von Billy Foster	402
Schmerzhaftes reißt Geschichte. Von Adolf Heßler	407
Selbstmordigen. Von Wilhelm Jerusalem und Anselma Heine	419
Hohenkredit. Von Lebon	421
Betrete von Abten	425

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beilegung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

==== **An- und Verkauf von Grundstücken** ====

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant *früher Kons*
Berlin
Unter den Linden 52



Regie des Tabacs
de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie
bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.
Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Namedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.
Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 16. Juni 1906.

Halali.

Dennoch glaube ich nicht, daß die Ablehnung des Bahnbaues auf Deimlings Schuldkonto zu schreiben ist; der Reichstag wüthete, weil er sich seiner Schwachheit schämte.“ Mit diesem Satz schloß ich vor acht Tagen. Als er gedruckt und gelesen war, wurde mir gesagt: „Herrn von Deimling haben Sie Unrecht gethan; trotzdem Sie seine soldatischen Tugenden rühmten und ihn einen tüchtigen, tapferen Offizier nannten. Die Sache mit dem Waterberg wird in den amtlichen Berichten (Militärwochenblatt und Generalstabswerk) anders dargestellt, als sie Ihnen geschildert worden ist. Der Berg war, als Deimling ihn beschießen ließ, wirklich schon, wie Sie schrieben, von Deutschen besetzt. Oben waren aber noch Schwarze; sonst hätte Deimlings Truppe nicht Verwundete und Tote gehabt. Der Oberst hat sich auch nicht als blinden Enthusiasten gezeigt, dessen Berichte Mißtrauen erregen mußten. Nach den beiden Gefechten, die er hatte, erwiesen seine dienstlichen Meldungen sich als korrekt und zuverlässig; er gab keine ungeprüfte Ziffer. Und sein Konflikt mit Excellenz Trotha beschränkte sich auf eine sachliche Differenz im Urtheil über die Nothwendigkeit des Angriffes auf die Karasberge. Der Generallieutenant meinte, man solle den Angriff noch aufschieben; der Oberst, der dem Feind näher war, glaubte, nicht warten zu dürfen. Solche Differenzen sind, wie die Geschichte aller Kriege lehrt, im Feld unvermeidlich. Einzelne Elemente, die Herrn von Deimling nicht freundlich gesinnt waren, haben, vielleicht in der Absicht, Trothas Verdienst zu erhöhen, den Umfang des Konfliktes vergrößert. Die beiden Herren haben hier in den besten Formen mit einander verkehrt und

wir Kameraden haben aus Deimlings Mund nie ein ungünstiges Urtheil über Trotha's Wirken (im Allgemeinen) gehört. Ich erinnere Sie auch daran, daß der Oberst im Reichstag, auf eine Frage des Abgeordneten Ledebour, geantwortet hat, er billige die Kriegsführung des Generallieutenants. Und Sie wissen ja, daß schon die Art, wie er, gegen den Rath der militärischen und politischen Instanzen (die den China-Wahl empfohlen hatten), zum Oberbefehlshaber ernannt wurde, Herrn von Trotha viele Feinde gemacht hat und daß auch mancher objektive Beurtheiler heute noch findet, der trierer Divisionär sei für die südwestafrikanische Aufgabe nicht der richtige Mann gewesen". Das weiß ich; und freue mich aufrichtig, daß Herr von Deimling von den Sachverständigen günstiger beurtheilt wird, als ich, nach Berichten aus der Kolonie, Berichten vom Kriegsschauplatz, annehmen mußte. Freue mich doppelt, weil der Oberst jetzt, wie ein Verbrecher oder Ratt, durch alle Zeitungen und Wigblätter geschleift wird. Vielleicht wäre es klüger gewesen, das leidige Geschäft von Trotha, der nun einmal drüben war und die Truppe in der Hand hatte, liquidiren zu lassen. Leutwein, Dürr, Trotha, Lindequist-Estorff, Lindequist-Deimling: der stete Wechsel konnte nicht nützlich sein. Die Verantwortung dafür tragen ja aber nicht die Ernannten; und ein Vergnügen ist's nicht, in diesem bösen Handel mitwirken zu müssen. Oberst von Deimling fährt nun zum zweiten Mal übers Meer. Laßt ihn in Ruhe, Ihr Schreiber und Zeichner! Er konnte sich dem Auftrag entziehen, mit mehr Recht als mancher hohe Civilbeamte einen bis in den Herbst verlängerten Urlaub fordern und bald dann, als Generalmajor, in einer friedlichen deutschen Garnison einer Brigade befehlen. Er hat Frau und Kinder: und geht zum zweiten Mal hinaus. Für's Vaterland.

Ruhm und Dank ist da nicht zu holen. Der oberste Kriegsherr ist froh, wenn er von Südwest nichts hört; seine Umgebung erzählt, nichts verstimme ihn so wie ein novum ex Africa. Und das liebe Publikum denkt noch immer, die Sache müsse verlaufen wie ein europäischer Krieg; wer nicht ein Sedau oder mindestens ein Wörth liefert, ist nicht sein Mann. Kaum Einer ahnt die Fülle der zu überwindenden Schwierigkeiten, macht sich auch nur eine klare Vorstellung vom typischen Gang eines Gefechtes mit Hottentoten. Die Kerkle ähneln nicht nur im Aeußeren den Japanern und sind nicht so leicht zu bestegen wie dumme Nigger. Morenga, der, als Herero aus Damaraland, ja nicht zu ihnen gehört, ist jetzt unschädlich gemacht. Die in ihren eigenen Kolonien entstandenen Unruhen haben den Briten gezeigt, daß auch sie ein Interesse an der Beendigung des Aufstandes haben. Doch die letzten Verlustziffern lehren uns, daß die Gefahr noch nicht vorüber ist; auch wenn die Swambo's ruhig

bleiben. Wer weiß, ob Herr von Deimling nicht gezwungen sein wird, Ritcher's System nachzuahmen, mit Blockhäusern und Stacheldraht sein Heil zu versuchen? Das würde wieder viel Geld kosten. Ist vielleicht aber nicht zu vermeiden. Mit dem Gestöhn, man möchte die Geschichte endlich lossein, wird nichts erreicht. Nicht mehr um eine wirthschaftliche Frage handelt sich; nicht um die (von den meisten Sachverständigen übrigens ohne Zaudern bejahte) Frage, ob Südwestafrika eines Tages die gebrachten Opfer lohnen kann. Auch wenn die Frage verneint würde, könnten wir die Kolonie nicht aufgeben; nicht einmal den Süden. Weder aufgeben noch (jezt) verkaufen. Die stärksten politischen Gründe sprechen dagegen. Unsere Kolonialpolitik würde zum Kinderpott; und wir verlören die Möglichkeit, die Engländer, wenns nöthig wird, an einer empfindlichen Stelle zu fesseln. Also müssen wir wieder die Herren im Land werden. Nicht nothwendig scheint meinem Laienverstand, daß unsere Truppen in jede Bergwildniß dringen, um die Hottentoten daraus zu vertreiben. Laßt die Leute doch dort, bis Hunger oder Kriegsmüdigkeit sie zur Kapitulation zwingt! Die Ansiedlungzone muß verengt und den Farmern unzweideutig gesagt werden, daß sie auf Schutz nur Anspruch haben, wenn sie sich zu einer verständigen Konzentration der Viehweideplätze entschließen. Die Kolonie ist viel zu groß, als daß sie in ihrem ganzen Umfang dauernd unter militärischen Schutz gestellt werden könnte. Das will auch Oberst von Deimling nicht. Er geht nur hinaus, um die Sache zu ehrenvollem Ende zu führen; für ein halbes Jahr höchstens: so hofft man. Er will langsam, mit der äußersten Vorsicht natürlich, einen Theil der Truppen zurückziehen und in die Heimath senden (die in Südwest bleibenden Soldaten würden dann vermuthlich dem Kommando des Herrn von Estorf unterstellt) und die Möglichkeit schaffen, in absehbarer Zeit mit einer Schutztruppe von der Kriegstärke eines Regimentes auszukommen. Da er sich als toperen Führer bewährt und den Hottentoten die ärgste Niederlage bereitet hat, wird die Mehrheit der Kameraden ihn gern als Oberbefehlshaber begrüßen. Die Aera Trotha ist ja fast schon vergessen. Schlimm wäre, wenn uns die in der Heimath begonnene Heze den neuen Mann nervös und unsicher machte. Die Last seiner Verantwortung ist ohnehin nicht leicht. Er braucht das Vertrauen seiner Landleute; und wir wollen es, müßens ihm gewähren.

Daß ich die Heftigkeit seiner vielverhöhten, vielgescholtenen Rede nicht gar so unbegreiflich finde, habe ich schon vor acht Tagen gesagt. Am Bundesrathstisch fehlte der Kanzler, der, trotzdem wir täglich lesen, daß er wieder ganz gesund sei, zu dieser wichtigen Berathung nicht in den Reichstag gekommen war. Sein Vertreter, Graf Posadowsky, kennt die Kolonialverhältnisse nicht

(kann, bei all seinem Fleiß, seiner Intelligenz, doch nicht Alles kennen; und thäte drum besser, wenn er, zum Beispiel, nicht über die Tuberkuloseheilstätten redete, deren „Erfolge“ von berufenen Kritikern ganz anders eingeschätzt werden als von ihm). Herr von Tschirschky und Bögendorff ist als Staatssekretär im Auswärtigen Amt noch neu und muß sich nach einem fast beispiellos unglücklichen Debut einige Schonzeit gönnen; spricht also nicht. Auch der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg ist noch Neuling und sichts für sein eigenes Haupt: er trägt mit Würde den Titel des Kolonialdirektors, möchte aber Staatssekretär heißen. Will deshalb keine mächtige Partei kränken und seine Rede schmeckt matt wie die Limonade der Millerin. Allen ist vorher von Geberden-spähern gesagt worden: „Gebt Euch keine Mühe! Ihr bekommt weder das Geld für die Entschädigung der Farmer noch das für den Bau der Bahnlinie Kubub-Keetmanshoop; jetzt auch das Reichskolonialamt nicht durch. Das Centrum will nicht. Der Erbprinz ist ihm der Sympathie mit dem Evangelischen Bund verdächtig und hat, als Regent von Sachsen-Koburg und Gotha, gegen die Beseitigung des Jesuitenparagraphen gestimmt. Grund genug für Spahn u. Co., ihm das amtliche Leben zu verleiden. Der Kaiser soll früh sehen, daß dieser Günstling im Parlament nichts erreicht. Damit hofft man auch dem geliebten Centralbülow einen Gefallen zu thun. Schauffirt Euch also nicht erst! Alles ist genau abgefartet und loves labour's lost.“ Diese Warnung hat auch der Oberst vernommen. Kann ihr aber nicht glauben. Er ist doch unter Deutschen; unter verständigen Patrioten, die schon den ersten Theil der Bahnstrecke (Lüderichbucht-Kubub) bewilligt haben. Denen braucht man nur die graffe Wahrheit zu zeigen: dann sind sie umgestimmt. Niemand hat ihm eingeschärft, sich auf die Rolle des militärisch Sachverständigen zu beschränken, Niemand gesagt, daß die schönste Rede eines Kommissars ein fraktionell festgelegtes Votum nicht unzuwerfen vermag und daß die vor Ministern und Staatssekretären so ehrfürchtigen Volksvertreter gern an einem Kommissar ihr Mütchen fühlen. Hat er im Advent nicht rasch über die Bahngegner gesiegt? Auch diesmal zieht er die Karre wohl aus dem Sumpf, wenn er seine Lunge nicht schont. Loß! Drüben ist noch viel zu thun, meine Herren. Die Banden, die gegen uns im Feld stehen, sind gefährlicher, als Sie glauben. Wir haben mit der äthiopischen Bewegung und mit der Thatsache zu rechnen, daß der Feind bei der Kapitulation nur wenige Gewehre abgeliefert hat; die anderen sind vergraben und können wieder benutzt werden, wenn die Kerle Lust bekommen, einen neuen Delog zu wagen. Auch den Süden also dürfen wir nicht von Truppen entblößen. Und diese Truppen müssen ernährt werden. Jetzt hungern sie;

leiden unter Krankheiten mehr als je im Verlauf des Krieges. Wollen wir noch länger die Bucherpreise zahlen, die der Engländer uns für Lebensmittel abfordert? Noch länger mit unserem guten Gelde der Kapkolonie des Bettens aus der Finanznoth helfen? Der britische Händler nimmt uns für den Centner Hafer dreißig Mark mehr ab als der deutsche; und dieser Hafer ist oben-drein noch von geringer Qualität. Nur die Bahn giebt uns die Gewißheit, daß wir unsere Truppen zu angemessenem Einkaufspreis ausreichend ernähren können; sie spart Ihren Wählern Geld, befreit uns auch von der Pflicht, die Etapen der Ochsenwagentransporte zu decken... Alles richtig. Alles hier schon vor einem Jahr gesagt. Nur der Ton falsch gewählt. Auch im Kreis der Duestenberg's darf nicht Jeder wie ein Wallenstein sprechen. Surtout pas de zèle! Begreiflich ist aber, daß einem Soldaten, der drüben manchen Kameraden von den braunen Bestien gemartert sah, manchem auf dem Durstfelde das Grab schaufeln mußte, beim ersten Anblick des parlamentarischen Schacher-geschäftes das Blut heiß in die Schläfen steigt und der Mund von Zorn und Scham überläuft, die das Herz füllen; begreiflich und sicher verzeihlich.

Die drei ablehnenden Beschlüsse des Reichstages sind dumm und unhaltbar. Die deutschen Farmer müssen anständig entschädigt werden. Das ist keine Rechtsfrage, sondern eine der Opportunität. Das Recht, nicht die Nothwendigkeit der Entschädigung ist zweifelhaft. Tüchtige Leute, die Etwas zu verlieren haben, gehen einfach nicht hinüber, wenn erwiesen ist, daß deutschen Landwirthen der durch vis maior entstandene Schade nicht ersetzt wird. Bei den ersten Auszahlungen ist unvorsichtig verfahren worden. Man hat Leuten Geld gegeben, die es nicht brauchten; hat Firmen, die an dem Krieg schon über-reichlich verdient hatten, große Summen in den gierigen Rachen gestopft; hat Großkaufleuten die Gelegenheit verschafft, Schulden einzulassiren, auf deren Rückzahlung nicht mehr gerechnet wurde und die deshalb schon abgeschrieben waren. Das ist schlimm (uns fehlt eben leider noch immer der Regreßanspruch an fahrlässig wirtschaftende Beamte), entbürdet uns aber nicht von der Pflicht, den beträchtlich Geschädigten, wirklich Verarmten die Fortsetzung ihrer civilisatorischen Arbeit zu ermöglichen. Wird diese Pflicht nicht erfüllt, dann werden wir keine brauchbaren Kolonisten finden, „und thäten wir hundert Laternen anzünden.“ Dann verlieren wir die alten Leute, die seit Jahren im Land sitzen und mit ihrer Erfahrung den Zuwandernden den rechten Weg weisen und Ent-täuschung ersparen; verlieren den festen Stamm. Auch der tüchtigste Gouverneur könnte dann aus Südwestafrika keine Kolonie machen, die allmählich rentirt. Das Gerücht, Herr von Lindequist wolle, wenn die Entschädigung unwiderruflich verweigert wird, seine Entlassung fordern, klingt deshalb nicht unglücklich.

Nummer Zwei: die Bahn. Deren Unentbehrlichkeit ist hier oft betont worden. Ich kann nicht beurtheilen, ob die beste Trace gewählt ist. Habe in der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung, die in Swakopmund erscheint, seit dem vorigen Spätherbst aber immer wieder Berichte wie diesen gefunden: „Elftausend Treckochsen mußten auf dem Baiweg, weil sie von der Minderpest befallen waren, getödet werden. Das ist wieder ein ungeheurer Verlust, der uns natürlich erspart geblieben wäre, wenn wir die Bahn hätten. Und die Verpflegung der Truppen ist im Süden so unzulänglich, wie in Deutschland kein Mensch ahnt; selbst hier machen nur Wenige sich eine richtige Vorstellung von diesem trostlosen Zustand.“ Wenn nur die Bahn die Verpflegung sichert (und darin stimmen alle Sachverständigen überein), muß sie gebaut werden. Wir haben deutsche Menschen hinübergeschickt und müssen dafür sorgen, daß sie, die für deutsche Waffenhre und deutsches Eigenthum ihr Leben einsetzen, wenigstens nicht durch unsere Schuld, unsere Knauserie leiden. Der Krieg, sagt man, wird nicht ewig währen und in Friedenszeit ist an eine Rentabilität der Bahn erst recht nicht zu denken. Mag sein; ich glaube auch nicht, daß die paar Ballen Baumwolle und die Viehtransporte, um die sich in naher Zeit handeln wird, der Bahn zu einer guten Bilanz helfen werden. Erstens aber ist der Krieg noch nicht beendet (am elften Juniabend lasen wir, daß wieder zwei Offiziere und acht Reiter gefallen sind) und kann jeden Tag wieder an Umfang und Heftigkeit zunehmen; auf dem Baiweg ist Grasfutter kaum noch zu finden, die Ochsenkärner wollen ihn nicht mehr befahren und Keetmanshoop ist beinahe nur noch auf die Zufuhr von Warmbad her angewiesen. Und zweitens brauchen wir die Bahn auch für ruhige Tage; müßten sie haben, selbst wenn auf Rentabilität in absehbarer Frist nicht zu rechnen wäre. Daß sie nicht längst gebaut ist, kann gar nicht laut genug getadelt werden. Mit Bahnbauten muß jede vernünftige Kolonisation anfangen. Das wissen die Engländer. Bahnen und Brunnen: ohne die gehts drüben nicht. Noch in neuester Zeit sind in der Kapkolonie, die jetzt gerade hundert Jahre britisch ist, zweitausendfünfhundert Brunnen gebohrt worden. Verkehrsmittel und Wasserstellen kosten Geld; wer die Ausgabe scheut, soll zu Haus bleiben und hübsch sacht versuchen, ob er dort ohne Anlagerisiko sein Kapital mehren kann. Erst durch die Eisenbahn wird die Erschließung des Südens möglich. Sollen in Groß-Nama-Land, wie man hofft, Bergbau und Schafzucht gedeihen, so ist eine schnelle und billige Verbindung unentbehrlich. Auch ein naher Hafen. Selbst wenn Swakopmund eines Tages noch leistungsfähig wird, bleibt Lüderitzbucht für den Süden wichtiger; und Lüderitzbucht kann wiederum nur ausgenutzt werden, wenn der

Eisenstrang es mit Keetmanshoop verbindet. Das Alles ist hier oft erörtert, in Südwest oft beweint worden. Im April war ein Jahr vergangen, seit Trotha, „als absolute Nothwendigkeit“, den Bau einer Eisenbahn auf dem Baiweg, zunächst bis Kubub, gefordert hat. Drei Monate danach war noch nichts geschehen, nichts auch nur vorbereitet und der Oberbefehlshaber telegraphirte nach Berlin: „Trotzdem mit Aufwendung ungeheurer Geldmittel Leistungsfähigkeit des Baiweges auf höchsterreichbares Maß gebracht, ist kaum möglich, die auf Keetmanshoop unmittelbar angewiesenen Truppen dauernd zu verpflegen, mit Bekleidung und Sanitätsmaterial zu versehen. Wir sind, jetzt wie später, von der Gnade der englischen Kaperregierung abhängig, die nach ihrem Belieben uns die Möglichkeit einer Kriegsführung im südlichen Theil der Kolonie, überhaupt der Verpflegung größerer Truppenstärken und der Civilbevölkerung während der Friedenszeit unterbinden kann. Die jetzt für Augenblicksbedarf ausgegebenen Millionen kommen fast durchweg der Kaperregierung zu Gut, während Eisenbahnanlage wirthschaftlich dauernder Werth für uns wäre.“ Das las Fürst Bülow im Juli 1905. Las, daß auf der Strecke Lüderichsbucht Kubub die Transportmittel monatlich anderthalb Millionen Mark kosten (also achtzehn Millionen im Jahr; für Betriebskosten auf einer einzigen Strecke) und trotzdem „Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert“ sei. Ist es nicht ein Skandal, daß wir, nach Deimlings Darstellung vom sechszwanzigsten Mai, auch heute noch in der selben Misere sind?

Ein Skandal, den wir nicht dem Reichstag verdanken, sondern der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes; und nicht der einzige, den diese ehrenwerthe Behörde auf dem Kerbholz hat. Sie hatte, um die Rentabilität des Schutzgebietes zu erweisen, dem Reichstag Bilanzen vorgelegt, zu denen ein Mittelbankdirektor sich nicht leicht entschließen würde, und dann, um nicht fahrlässigen Handelns überführt zu werden, den Umfang der Gefahr, so lange es irgend ging, vertuscht. Trotzdem in einem von Dwamboos, Bantunegern und Hottentoten bewohnten Land stets mit der Möglichkeit eines Aufstandes gerechnet werden mußte, war für solchen Fall nichts vorbereitet. Die Schutztruppe viel zu klein. Swakopmund verlandet; der Hafendamm in elendem Zustand. Im Süden keine Eisenbahn gebaut. Keine Stapenstraße, die den Marsch von einer Wasserstelle zur anderen sicherte. Auch in der Heimath nichts für die Mobilmachung bereit. Da kein anderes Militärwaarenhaus konkurrenzfähig und an eine langwierige Submission in der Hast nicht zu denken war, konnte die Firma Von Toppelskirch & Co. die Preise diktiren. Noch besser ging es dem Hause Woermann, von dessen Niesenproften nicht so oft ge-

redet wurde. Die grantrothen Transportdampfer wurden zu Nothstandspreisen gechartert und schon im Herbst 1904 konnte die hamburger Rhedereifirma für ihre am Swakop auf Löschung wartenden Schiffe mehr als drei Millionen Mark Liegegelder einstreichen. Und nicht nur Deutschen lächelte die Kriegskonjunktur. Noch vor drei Monaten fand ich in der Zeitung The Sun eine lehrreiche Geschichte. Die Bark Helen A. Wyman, Kapitän David van Horn, sollte von Rosario eine Ladung Heu nach Deutsch-Südwestafrika bringen. Im Ausfahrhafen hört der Kapitän, in Südwest werde die Tonne Süßwasser mit zehn Dollars bezahlt und auf ähnlicher Höhe halte sich der Preis aller Lebensmittel. Der Schlaupf befleht die Bark von unnützlichem Ballast, schafftsich Stahltanks an, die er mit Quellwasser füllt, und stopft jeden Winkel mit Lebensmitteln voll. Das wird ein Geschäft! Ein wie gutes, ahnt er selbst noch nicht. Als er landen will, findet er ungefähr dreißig Schiffe, Dampfer und Segler, auf der Rhede. Er meldet seine Ankunft, ersucht um Anweisung eines Löschplatzes und wartet. Zweiundfünfzig Tage lang. Mit Hummerfang, Vogeljagd, Vordbesuchen vertreibt er die Langeweile. Endlich fällt der deutschen Behörde ein, daß die Bark von der Regierung bestellten Proviant an Bord habe. Den, heißt ein Beamter Seiner Majestät, solle sie nun abliefern. Schön, sagt der Kapitän; vorher ist aber noch eine Kleinigkeit zu erledigen. Ich liege hier seit dreiundfünfzig Tagen. Macht pro Tag 135, im Ganzen 7155 Dollars. Sobald die Rechnung bezahlt ist, liefere ich. Sie wurde bezahlt. Der von der deutschen Behörde ausgestellte Check lag dem Brief bei, in dem der Kapitän der Firma Thomas Norton & Co. sein Erlebnis berichtete und sich rühmte, den Deutschen einen Streich gespielt zu haben. Die Geschichte trug in der Zeitung die spöttische Ueberschrift: Skipper makes Germany pay. 53 days waiting time at \$ 135 a day or no hay for the Kaiser. Das ist ein Beispiel, in dem sich immerhin um dreißigtausend Mark handelte; eins von vielen. Große Hafermengen faulten neben der unbenutzbaren Mole. So wurde das deutsche Geld vergeudet. Nachdem man vorher, um den Reichstag nicht zu ärgern, geknickert und den Etat auch im Angesicht der Gefahr nicht verständlich erhöht hatte.

So ist dann weiter gegangen. Gouverneur Leutwein, der Vertrauensmann der Kolonialabtheilung, hatte an den Landungsmöglichkeiten in Swakopmund nichts auszusetzen und hoffte, mit siebenhundert Gewehren der Rebellion Herr zu werden. Jetzt sind fünfzehntausend Mann drüben: und das Feuer glimmt fort und jede Woche bringt uns neue Verluste. Herr von Trotha mußte sich die Finger wundschreiben, um die nöthigen Feld- und Funkentelegraphisten, Fahrer, Schreiber, Handwerker zu bekommen; mußte die Ver-

liner anflehen, sein Pferdematerial in Rußland, Galizien, Ungarn zu ergänzen. Als der Bahnbau nicht mehr aufzuschieben ist, fordert man schüchtern eine Theilstrecke. Warum? In der Weihnachtstimmung wäre der Reichstag, der die Linie bis Kubub bewilligte, auch für die Verlängerung bis Keetmandhoop zu haben gewesen. Warum jezt die Wiederholung des lästigen Haders? Weil man nie den Muth hatte, dem Parlament unangenehme Wahrheit zu sagen. Viel zu früh hieß es, der Friede sei in Sicht. Wahrscheinlich wurde auch Herr von Lindequist ersucht, den Optimismus der Wilhelmstrassengilde kräftig zu unterstützen; sonst hätte der neue Gouverneur nicht am siebenundzwanzigsten November 1905, nach der Ankunft in Windhuk, gesagt: „Die Wolken theilen sich schon und gestatten einen freundlichen Ausblick in die Zukunft.“ Siebenmal hat seitdem der Mond gewechselt; und noch immer verbluten in diesem Sorgenland deutsche Menschen. Jedes kolonisirende Volk, erzählt man uns, hat solche Erfahrung gemacht. Das ist, halten zu Gnaden, recht niedlich erlogen. Nicht das unbeugsame Fatum, vor dem der Studiosus Karl Moor in Ehrfurcht erbebt, hat über uns gewaltet. Zwei Drittel aller gebrachten Opfer hat die Unfähigkeit deutscher Beamten gefordert. Rußten wir Hendrik Witbooi blind vertrauen und seine zottige Brust mit Medaillen puzen? Morengas Verlangen nach einem Gerichtsverfahren, das ihn von dem Verdacht des Mordes reinigen werde, ablehnen und uns den Gentleman-Feldkornet dadurch zum Todfeind machen? So unklug handeln, daß Hottentoten und Bantuneger, die Jahrzehnte lang der Haß getrennt halte, in nächtigen Palavern sich zum Kriege gegen Deutschland verbündeten? Und die Rüstung zu solchem Krieg trüg und knickernd versäumen? Ueber die Thaten der Kolonialabtheilung ist auch unter Mandarinen, auch unter den Trägern der Gelben Jacke nur eine Stimme zu hören. Alles in anderen Bureaux des Auswärtigen Amtes Geleistete sieht daneben wie das Werk des vom Fleiß bedienten Genies aus. Kein Wunder, daß Niemand sich aufrichtig für den Plan begeistern konnte, dieser Abtheilung die Macht zu selbständigem Handeln zu erweitern. Dennoch muß es geschehen. Das Staatssekretariat für die Kolonien ist nöthig. . . Auch hier freilich müßten wir, wie Junius und Burke einst, laut rufen: Men, not measures!

Der Erbprinz zu Hohenlohe hat gewiß den besten Willen, Nüchliches zu wirken. Er soll ungemein höflich, recht fleißig und ohne Dünkel sein. Aber er kennt die Kolonien nicht, hat von ihren Bedürfnissen und Sitten kein Bild. Im offiziellen Lokalanzeiger stand, Seine Durchlaucht „trage sich mit der Absicht“, in nicht zu fernem Zeit nach Afrika zu fahren. Dieser Zustand der Trächtigkeit braucht nicht lange zu dauern. Eine Reise nach Afrika ist heutzutage

ein bequemes Vergnügen. Die siebenzigjährige Chamberlain hat sich selbst in Capetown und am Waal umgesehen; und nur deutsche Abgeordnete glauben, vom theuren Vaterlande Dank verdient zu haben, wenn sie auf Boermanns Kosten (des selben Rhedereibesizers, der eine Kritik im Reichstag nicht wünschen konnte) nach Liberia, Togo, Lagos und Kamerun gereist sind. Daß noch jetzt Leute, die nicht drüben waren, über das Schicksal der Kolonien entscheiden, zeigt nur, wie lächerlich unmodern unsere Verwaltung geworden ist. Jeder Minenbesitzer macht die Fahrt mindestens einmal im Jahr. Der Erbprinz könnte seine Zeit nicht besser verwenden. Ob er dann der Mann wäre, den wir brauchen? Er wirbt, wie die meisten Hohenslohe, gern um die Gunst der Deffentlichen Meinung; und könnte von Offenbach (der die Rolle für ein käufliches Lustmädchen geschrieben hat) doch erfahren, was sie werth ist. Er redet zu viel; zu oft über Dinge, die er nur aus den Akten Vortragender kennt; und verräth den unpolitischen Eifer, als ein humaner, sittlicher Herr von der Presse gefeiert zu werden. Im Fall Puttkamer war sein Handeln und sein Unterlassen unverzeihlich. (Ich habe aus der Diaspora deutscher Menschheit viele Briefe bekommen, die mir bewiesen, daß mein Urtheil über diesen Fall in Deutschland und England, in Mexiko und Kamerun gebilligt wird; sogar von keuschen Damen.) Er mußte den Gouverneur, gegen den, nach zwei Dezennien schwerer und erfolgreicher Kolonialarbeit, nichts vorgebracht werden konnte als eine alberne Weibergeschichte aus dem Jahr 1896, wieder nach Buea schicken. Wenigstens auf ein paar Monate noch; schon um den Destillen-Akwa und seinen braven Knaben zu lehren, daß sie nicht über den Kopf des höchsten Beamten Gewalt haben. Statt so zu thun, erklärte er, noch vor dem Abschluß des Ermittlungsverfahrens, der Schein spreche gegen Herrn Jesko; und bedrängte den gehehnten Mann so lange, bis Der müde wurde und seine Entlassung erbat. Sonst, hieß es, sehen wir das Staatssekretariat nicht durch. Keine für das Abstimmungsergebnis gewichtige Fraktion hatte daran gedacht, von der Frage nach Puttkamers früherem oder späterem Rücktritt die Bewilligung des Reichskolonialamtes abhängig zu machen. Herr von Puttkamer hat sich gefügt: und das Amt ist dennoch abgelehnt worden. Am nächsten Sitzungstag war der Erbprinz, über dessen künftige Position abgestimmt werden sollte, im Reichstag nicht zu sehen. Der Aerger hielt ihn wohl fern. Er hatte kein kräftig Wörtchen für Herrn von Deimling gefunden, den Graf Posadowsky nun, tapfer und nobel wie immer, vertheidigen mußte. Achtundvierzig Stunden lang war der Oberst ungedeckt allen Streichen ausgesetzt. Wie Puttkamer und Solf. Ein Hohenslohe schwimmt nicht gern gegen den Strom.

Bis mindestens in den Advent wird Erni (so neckisch lautet der höf-

sche Rufname Seiner Durchlaucht) nun Kolonialdirektor heißen. Das läßt sich ertragen. Ein Hohenlohe-Langenburg, Sohn einer Prinzessin von Baden, Gatte einer Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, durch seine Heirath Nefte des Britenkönigs, ein Dynastenproß, der Kaiser Konrad den Ersten zu seinen Ahnen zählt, hat, auch mit dem dürftigsten Titel, im preussischen Deutschland stets den Rang, der ihm nach seiner Abstammung gebührt. Die Herren Tschirschky und Mühlberg werden Erni, trotzdem er ihnen im Amt untergeben ist, pünktlich Reverenz erweisen und selbst der Kanzler wird diesen Kolonialdezerementen seines Gehilfen für internationale Angelegenheiten nicht einfach, wie irgend einen Stuebel, „kommen lassen“. Aus dem Munde des Abgeordneten Semler haben wir ja schon erfahren, daß der Erbprinz direkt, ohne einen Vorgesetzten zu bemühen, mit dem Kaiser verhandelt. Das ist neu; neu auch, daß man, wie etwas Alltägliches, erzählt. Der Erbprinz wird, als amtlich hinter dem Unterstaatssekretär rangirender Abtheilungschef und Kollege der lebenden und toten Hellwig und Koerner, die Geschäfte wie ein großer Herr führen und in den Häusern Wilhelmstraße 76 und 77 wenigstens immer der Zweite sein. So weit haben die Kayser, Buchta, Richthofen, Stuebel es nicht gebracht. Er kann deshalb auch mehr als sie wagen. Kann die Herren Golinelli, Seitz, Klein, Roße, Böhlendorff (und wie die Geheimen Räthe sonst heißen mügen) höflich verabschieden; ihnen sagen, daß die persönliche Bearbeitung der Kolonialinteressen und Abgeordneten, auch die Causeuriege in Kolonialvereinen und an Festdinertischen ihm nicht genügen, daß er ernsthaftere Leistung verlange, und sich mit Männern umgeben, denen der Altstaub die frische Farbe der Entschliebung noch nicht angekränkelt hat. Männern aus der Praxis tropischen Lebens. Kaufleuten, Pflanzern, Offizieren, nicht in Bureauluft verwelkten Beamten. Dann könnte aus der Sache Etwas werden; mit dem alten Personal sicher nicht. Das muß für seine Unterlassungssünden, seine Unzulänglichkeit doch auch irgendwie gestraft werden; gelind meinerwegen, aber, zu warnendem Exempel, gestraft. Herr von Trotha, der in Ostafrika, China, Südwesttruppen geführt hat, Graf Höhen, der für Dar es Salam vielleicht ein Bißchen zu korrekt war, unter der Tropensonne allzu streng auf schwarze Hosen und Lackstühle hielt, doch nicht nur das äußere Ansehen der Beamten hob, die Gouverneure Puttkamer und Solf, der geschickte, emsige, konziliante Professor Paasche, tüchtige Leute aus großen Faktoreien und Farmen, Offiziere von der erprobten Leistungsfähigkeit Estorffs und Koppys, Wiffmanns Freund und Manager Eugen Wolf, der mit common sense und Weltflugheit ausgestattete Pfarrer a. D. Raumann, vielleicht auch der vielgerühmte,

aus dem Unteroffiziercorps hervorgegangene Finanzdirektor von Südwestafrika: aus solchen Elementen müßte doch rasch eine Instanz zu bilden sein, die Nützliches leistet. Mancher Andere ließe sich finden. Robert Koch müßte für die Hygiene sorgen und den bewährtesten katholischen Missionaren im Rath ein Platz eingeräumt werden; nicht nur dem Centrum zu Liebe: unter diesen Himmelsboten giebt's höllisch feine Psychologen. Keiner dürfte nach Titel und Rang fragen; denn hier handelt sich um eine nationale Angelegenheit und man soll von der Patriotenschaft nicht immer nur schwagen. Alle aber müßten reichlich bezahlt werden. Zwanzigtausend Mark Minimalgehalt. Das Geld würde sich besser verzinsen als restaurirte Burgen und der falsche Sankt Peter.

Die neuen Männer würden prüfen, ob der Hader zwischen Militär- und Civilverwaltung, Schutztruppe und Beamtenchaft ewig fortwähren und, mit kleinem Rangstreit, mit einer Kastenguerilla, die Entwickelung unserer Kolonien lähmen muß. Ob dem britischen, auch dem belgischen Muster nicht noch Manches abzugucken ist. Ob's nicht vernünftig wäre, die Hälfte aller Kolonialverordnungen zu beseitigen. (In Südwestafrika gilt, zum Beispiel, die Polizeio. dnung der unter anderem Himmel erwachsenen Saalestadt Halle als Norm; unglaublich, aber wahr.) Viel vernünftiger, die Gouvernements nicht mehr mit fruchtlosem Schreibwerk zu überlasten; die verantwortlichen Personen sorgsam, ohne Standesvorurtheil, auszuwählen, ihnen dann aber volle Freiheit der Bewegung zu gewähren und sie nicht ferner zu zwingen, wegen jedes Quarks in Berlin anzufragen. Diese Kolonialräthe würden dafür sorgen, daß nicht mehr so viele Akten angelegt werden, und sich von einem Industriellen oder Bankier eine moderne Verwaltung organisiren lassen. Auch dem für Tropen und Subtropen so wichtigen Sexualproblem würden sie, endlich einmal mit dem Muth Münderger, die Lösung suchen; den Heuchlern derb die Wahrheit sagen; dem Geschlechts-trieb gönnen, wonach er unter heißerem Himmel langt; den Siedlern und Reichsvertretern Sauberkeit und Takt, nicht Aflse empfehlen; und, glaube ich, froh sein, wenn jeder weiße Mann eine weiße Frau, mit oder ohne Ring am Finger, bei sich hat und nicht zu einer Paarung genöthigt ist, die seine Gesundheit und sein Rasenprivileg bedroht. Solche Amtspraxis würde die Kolonialpolitik bald auch in Deutschland populär machen. Das Generalstabswerk mit den Bilderchen wird dieses Ziel nicht erreichen. Löst die Aufgabe nicht den Ehrgeiz des fränkischen Dynastensohnes? Etwas muß geschehen. Wirkames; und schnell. Wir kommen auch draußen nicht vorwärts. Das Konsulatwesen muß von Grund auf reformirt werden. Kaum eine Woche vergeht, die mir nicht einen Nothschrei über die Untüchtigkeit eines deutschen Konsuls bringt; und ich bin nicht der ein-

zige Hort der Leidenden. Der Deutsche hat in der Fremde weniger Schutz, wird in seiner Arbeit weniger gefördert als der irgend einer anderen Nation Angehörige. Muß es immer so bleiben? Dieser Frage sollten die Herren ihre Aufmerksamkeit eher zuwenden als der marokkanischen Staatsbank, um die man sich in der Wilhelmstraße jetzt eifern bemüht. Da ist nichts Beträchtliches zu holen. Da würden wir, trotz aller Piffigkeit des deutschen Konsorten, von den Westmächten ohne Erbarmen majorisirt, selbst wenn nicht Herr Regnault, der Mann des pariser Bankensyndikates, Frankreichs Vertreter am Scherifenhof geworden wäre. Charity begins at home. Auch für die eigentliche Kolonialpolitik ist bei uns noch fast Alles zu thun. Ihr Zweck und ihre Bedeutung werden nicht erkannt. Die in ihrem Dienst gebrachten Opfer nicht belohnt. Der Mehrheit scheint sie überflüssig, ein nutzloses Abenteuer; der Minderheit ein nothwendiges Uebel. Wann liest man, ein Prinz, ein Hochadeliger oder Millionär sei hinübergefahren, um mit eigenem Auge die Ertragsmöglichkeiten zu wägen? Niemand ahnt, wie es am Kamerunfluß, in Groß-Nama-Land, auf Samoa und Guinea aussieht. Welche Forderung da das Leben stellt. Drum wird von unseren Kriegern und Beamten Unsinniges postulirt; ein Warren Hastings würde gesteinigt, ein Milner mit Schimpf und Schande weggejagt. Drum hörten wir Jubelchöre, als dem Deutschen Reich ein paar werthlose Inselchen angeschwindelt wurden. Und jetzt warten die Helden, die gegen Bondelzwarts, Hereros und Hottentoten, unter qualvoller Entbehrung, gekämpft haben, vergebens auf den Dank der Nation. Bis zum ersten September 1905 waren siebenzig deutsche Offiziere, mehr als im ganzen Feldzug von 1864, gefallen und mindestens eben so viele verwundet worden. So hatten diese Männer ihr junges Leben für das Vaterland exponirt: und die Sache wird wie eine lästige Kleinigkeit behandelt, für die man am Liebsten kein Markstück mehr ausgäbe. Aus diesem Jammer werden die neuen Herren des Kolonialamtes uns erlösen. Die kennen das deutsche Land über See und werden, um diese Kenntniß nicht zu verlernen, aus allen erreichbaren Quellen schöpfen. Sogar aus Büchern. (Für ihre Ruhestunden empfehle ich ihnen die Ostafrikanischen Novellen und Kolonialromane der Freiin von Bülow und den Südwestroman „Pioniere“ von Dr. Holm; über Land und Leute, eingewurzelten Stammesbrauch und importirten Kastengeist ist aus diesen Frauendokumenten Mancherlei zu erfahren, wovon eine Behörde sonst nichts vernimmt.) Und sie werden den Volksgenossen zurufen: Begreift Ihr noch immer nicht, wie nützlich, trotz all seinen Gräueln, uns dieser Krieg war, der die Menschheit lehrte, daß Deutschland nach dreißig Friedensjahren noch Männer hat?

... Doch ich vergaß, daß auch das Kolonialamt, wie die Farmerjub-

vention und der Bahnbau, vom Reichstag abgelehnt worden ist. Weil die Katholikenpartei dem Erbprinzen Truh bieten wollte? Ich glaube der Botenschaft nicht. Habe nie geglaubt, daß die klugen Taktiker des Centrums all ihr Sinnen und Trachten auf das Jesuitengesetz richten und Jeden grausam behmen, der Logolas Jünger nicht ins Reich lassen wollte. Kindischer Aberglaube heftet sich an das Handeln dieser Partei, die nicht schlechter, nicht weniger patriotisch, der deutschen Zukunft nicht gefährlicher ist als irgend eine bourgeois Gruppe. Und die mit Herren von Ernö bequemem Mittelmaß, Ernös Applausbedürfniß immer ohne Mühe fertig zu werden weiß. Ein geistig überlegener Fanatiker wie Mallinckrodt wäre ihrer Reichstagsfraktion heute unwillkommener als dieser Hohenlohe. Den sie sicher nicht durch arge Ränke wegärgern will; sicher nicht: sie könnte dadurch ja den Kaiser verstimmen, mit dem sie vor achtzehn Jahren in seines Glückes stolzes Schiff gestiegen ist. Rein. Der Plan der Kolonialen war ungeeignet eingefädelt. Der Bahnbau (die Strecke bis Kubub wird nicht vor dem Martinstag befahrbar) durfte nicht mit der Frage verknüpft werden, wann ein Theil der Truppen (und welcher) in die Heimath zurückkehren soll. Wären dreitausend, fünftausend Mann entbehrlich, dann müßten sie heimgesandt werden, auch wenn die Reichstagsmehrheit nicht über Kubub hinausgehen wollte. Der Bedarf an Etapenmannschaft würde in jedem Fall ja frühestens nach der Weihnacht wesentlich geringer. Nicht an die jähe Auflösung ganzer Cadres wird jezt denn auch gedacht; nur an langsame Kürzung der Bestände. Dem Reichstag aber schien das Echo des Quetts Semler-Hohenlohe andere, kränkende Kunde zu bringen; diese: Ihr bewilligt die Bahn und ich lasse den dritten Theil der Truppen an Bord klettern; do ut des. Doch auch dieser Verdacht war nicht das eigentliche Motio zur Ablehnung. Der allgemeine dépit war; das mißbehagliche Gefühl, zu unnützlicher, unpopulärer Arbeit mißbraucht worden zu sein. Jahre lang hatte man dieser kläglichen Kolonialwirtschaft thatlos zugehört; kritisch dieser unfruchtbaren internationalen Politik. Und immer Beifall geklatscht. Den Trauerfeuilletons des Fürsten Bülow; neulich gar noch dem Unbeschreiblichen, das Herr von Tschirschky und Bögendorff vom Blatt stammelte. Alles hingegenommen. Marokko selbst und die Mißgeburt, die der Pathe Finanzreform nennt. Alles. Durfte man so vor die Wähler treten? Konnten Die ihrem Mandanten nicht sagen: Tua culpa; ohne Deine schlaffe Willfähigkeit wäre dieses Reichselend nicht möglich geworden? Die Bilanz war wirklich gar zu miserabel. Nicht etwa im Centrum nur war diese Ueberzeugung entstanden. Der kultivirte, leider nur allzu sanfte Herr Bassermann hatte gesagt: „Vielfach ist der Eindruck, daß unsere poli-

tische Lage sich nicht verbessert, sondern verschlechtert hat; und ich für meine Person halte diesen Eindruck auch für berechtigt. Fürstenreisen, auch solche, die oft recht geräuschvoll inszeniert waren, haben manchmal für die Politik keine Bedeutung gehabt; die geräuschlosen Reisen Eduards des Siebenten aber zu Abmachungen geführt, die uns zur Besorgniß für unsere eigene Stellung und unseren eigenen Einfluß Anlaß gaben.“ Und so weiter. Niemand hatte den Muth, den Geschäftsführern zuversichtliches Vertrauen auszusprechen. Jeder fühlte, daß die Zeit vorüber sei, da man sans phrase mit dieser Regierung gehen konnte, ohne um seinen Kredit zu kommen. Ein Bißchen Opposition brachte jetzt wohl eher Gewinn. Wo aber sollte man die Zähne zeigen? Wo man am Wenigsten riskirt. Heer und Flotte: die Fortschrittspartei hat erfahren, wie unheilvoll solcher Widerspruch nachwirkt. Reichsfinanzen: wird das häßliche Reformkleid abgelehnt, dann kommen Steuern (auf Bier und Tabak ergiebige Steuern), die den in Mittel- und Süddeutschland wurzelnden Parteien noch tiefere Unlust bereiten. Für die Kolonien hat der Kaiser sich nie öffentlich eingesetzt. Populär sind sie auch nicht. Dem Kanzler wird die Strandlaune gewiß nicht lange getrübt, wenn er hört, sein Kompromiß sei im letzten Augenblick verworfen worden, weil er nicht mit der Macht seines Wortes stützen konnte, und deutlich sei dadurch erwiesen, daß „mein Bernhard“ Alles, Erni aber nichts durchzusetzen vermag. Die Gelegenheit war günstig. Auf der Estrade nicht Einer, der geschont werden mußte. Heftige Reden, die plötzlich klangen, als kämen sie aus der Brust wild schnaubender Demokraten: und alle drei Wunschzettel des Langenburgers flogen in den Orkus. Wir, kann nun im Bezirksverein heißen, haben diese armselige und doch so kostspielige Politik nicht unterstützt, sondern den Herren unzweideutig unser Mißtrauen gezeigt; Alles, was sie forderten, rundweg abgelehnt. Sind wir Wahrer der Volkinteressen? Der Reichstag wüthete, weil er sich vieljähriger Schwachheit schämte. Keine Fraktion hatte den Drang, sich für die Wünsche der Kolonialabtheilung leidenschaftlich zu engagiren. Auch die Regirenden waren müde von der Lüncherarbeit, verärgert von einer Session, die kein Schöpfergedanke erhellt hatte. Evasit der Eine nach Norderney, excessit der Zweite in verfrühte Heiligengeistferien, erupit der Dritte ins Frankenland. Die geblieben waren, stellten nach kurzer Jagd sich der Meute. Dann konnte Graf Ballestrem mit loyalplätischer Rede den Thron bespülen. Als das Treiben zu Ende war. Auf Parforcejagden wird, ehe das Wild abgefangen ist, der Fürstentruf geblasen, die Fansfare, die alle Waidgäste zu Gruß und Huldigung um den Jagdherrn vereint.



Babel und Balder.

Es war im sechsten nachchristlichen Jahrhundert. Die nordischen Barbaren waren wie die Gletscherströme einer Völkereiszeit eingebrochen in die umfriedeten Gebiete des Südens, hatte die Grenzmauern der alten Reiche eingedrückt und die Blöcke vor sich hergeschoben. Langsam kam die Bewegung endlich zur Ruhe. Aber schon bereitete sich ein neues planetares Ereignis vor: das germanische Denken zog in die Welt hinaus, wie einst die germanischen Stämme. Und wieder einmal wurden alte Mauern eingedrückt, fruchtbare Gebiete überschwemmt und „rohere“ Vorstellungen, die „nur“ den Vorteil hatten, reichere Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten, kamen zur Herrschaft. Wer als Historiker gewissenhaft all die nordischen Roheiten aufzählt, die sich so barbarisch Platz schafften, wird nicht vergessen, die seltsame Weltanschauung, (richtiger: geographische Vorstellung) zu erwähnen, die damals volkstümlich wurde. Kosmas gab ihr um 550 Ausdruck. Nach der Meinung dieses Kosmas war die Erde ein ungeheurer kegelförmiger Berg, den die Sonne umkreiste. Nach Ptolemaeos war Das sicher eine kindliche Vorstellung und durchaus kein Entwicklungfortschritt. Aber die nordische Roheit hatte nun einmal den Erfolg für sich: und damit mußte damals und muß von den Kulturhistorikern heute noch gerechnet werden.

Die Sache wäre nun recht einfach zu erklären mit der Dumpfheit der Germanenschädel, die sich das bessere Denken erst langsam angewöhnen mußten. Aber dieses räthselhafte Weltbild des Kosmas wird geradezu mystisch durch eine kulturhistorische Beziehung, für die man bisher vergebens eine Erklärung suchte. Genau so nämlich, wie man im sechsten Jahrhundert unter dem Einfluß der Nordländer dachte, hatte man vor Jahrtausenden in Vorderasien schon einmal gedacht. Der Welt- oder Schöpfungsborg des Kosmas: Das entsprach durchaus jener uralten babylonischen Lehre, die auch die Erde wie einen großen Berg gestaltet sah, unter dem, von einer siebenfachen Mauer labyrinthisch umgeben, das Totenreich lag. Ihren monumentalsten Ausdruck hatte die vorderasiatische Weisheit damals in den babylonischen Thürmen gefunden, diesen stilisirten Schöpfungsborgen mit der merkwürdigen Abstufung. Wie kamen die Germanen plötzlich wieder auf diese längst überholte „orientalische“ Ansicht? Wie konnte diese „fremde“ Vorstellung bei ihnen heimisch werden?

Die seltsame kulturhistorische Streitfrage erinnert an eine andere, in jüngster Zeit erst geklärt. Als man sich die altnordischen Runen genauer ansah, fiel den Gelehrten auf, wie genau diese Buchstabenformen denen längst vergessener vorderasiatischer und südeuropäischer Alphabete entsprachen. Es war nicht anzunehmen, daß die Germanen, die bei den Römern erst das Schreiben erlernt haben sollten, vor ihren Schreibstudien sich in altphilologische und ar-

phologische Forschungen vertieft hatten. Dann aber war nur Eins möglich. Daß nämlich die Runen uralte germanische Zeichen seien, die mit den nie abbrechenden Wanderungen vom Norden in „vorgeschichtlicher“ Zeit nach dem Süden und Osten gelangt waren. Sie hatten sich in den neuen Ländern und Kulturen deren Formensprache angepaßt, waren so langsam zu hebräischen, griechischen, lateinischen usw. Buchstaben geworden und hatten nur im Norden, wo keine fremde Hand an ihnen modelte, die ursprüngliche Gestalt bewahrt.

Sollte diese Erklärung auf die babylonischen Thürme, die Ausgangsvorstellung aller babylonischen Weisheit, auf den Schöpfungsberg der orientalischen Mythen und das Weltbild des Kosmos nicht eben so gut zutreffen? Die Behauptung, daß es so sei, klingt ungeheuerlich für jeden in alten Geschichtsvorurtheilen Erwachsenen. Doch lassen sich zu ihrer Begründung heute bereits einige so gewichtige Dinge vorbringen, daß man der Kezerei doch einige Aufmerksamkeit zuwenden muß.

Im Jahr 1893 erschien ein Buch von Ernst Krause (dem unter dem Namen Carus Sterne allgemein bekannten Verfasser von „Werden und Vergehen“), betitelt: „Die Trojaburgen Nordeuropas.“ Die Sagenforscher hatten längst als Kern der Trojasage den altarischen Mythos von der entführten und gefangenen Sonnenfrau herauspräparirt. Nur über die Herkunft dieses Mythos wußte man Bestimmtes nicht zu sagen. Krause gelang nun die Lokalisation der Sage in Nordeuropa, dem selben Gebiet, das als die Urheimath der Indogermanen von den Alterthumsforschern immer bestimmter erkannt wurde. Im ganzen Norden Europas, über die verschiedensten Länder zerstreut, gab es, wie Krause nachwies, eine merkwürdige, immer in den selben Grundformen wiederkehrende Form alter Steinsetzungen. Räthselhafte, oft labyrinthische Gebilde, die in einigen Ländern direkt den Namen Troja oder Trojaburg führten. Der Name war bereits vor Krause einigen Forschern aufgefallen; aber so wenig man bei den Leuten, die in ihren entlegenen nordischen Winkeln irgendwo solches Feldlabyrinth anlegten, klassische Bildung voraussetzen konnte, nahm man doch an, es handle sich hier um alte, vom Süden irgendwie nordwärts verschlagene antikische Vorstellungen. Doch die Beziehungen waren noch enger. Mit den nordischen Feldlabyrinthen standen alte Sagen in Verbindung, die unzweideutig den uralten Mythos der gefangenen und befreiten Sonnenfrau oder -braut variierten. Weiter: an einigen Orten wurden bei den Labyrinthen Frühlingsfeste gefeiert, die sich als eine Art volkstümlicher Dramatisirung jener Sagen erwiesen. Sollte sich Das noch durch die Kulturentlehnungen aus dem Süden, der doch die Spiele längst vergessen und für die Sagen andere Formen gefunden hatte, erklären lassen? Hätte Krause nichts Anderes an Beweisen zur Stelle geschafft, so hätte die Skepsis wahrscheinlich auch diesen letzten Ausweg noch benützt. Nun aber die entscheidende Beobachtung: die in den

Grundformen spiralförmigen oder konzentrischen Trojaburgen waren, wie sich an allerlei Gebräuchen und vor Allem an den Gebilden selbst nachweisen ließ, Nachbildungen der Sonnenlaufbahn. Nun aber beschrieb die Sonne den in den Steinen aufgezeichneten Weg nur in den nördlichen Breitengraden. In den Mittelmeerländern konnten die Beobachtungen der Sonnenwege nie zu solchen Steinsetzungen führen. Also mußte, wenn man auf knosianischen Münzen und an den Gestirnen des Polarmeeres die selben Figuren sah und in beiden Fällen der Zusammenhang mit dem Trojaspiel oder der Trojasage feststand, Zweierlei als erwiesen hingenommen werden: erstens, daß die Labyrinthformen der Trojaburgen im Norden erfunden und im Süden nachgeahmt worden waren; zweitens, daß auch die Trojasage, die aus den Trojaburgen hervorgegangen war, ihren Weg vom Norden nach dem Süden genommen hatte.

Der Leser wird nun ungeduldig fragen, was dies Alles denn mit den Babylonen und ihrer Herkunft zu thun habe. Dieses: daß genau die selben Schlüsse in genau der selben hier gegebenen Anordnung die nordische Herkunft der Babylone wie der Trojaburgen beweisen.

Eine der ersten Entdeckungen trojaburgartiger Anlagen in Nordeuropa waren aus beschrittenen Hecken gebildete Labyrinth in Parkanlagen nach französischem Geschmack. Dädalushäuser nannte man die Trojaburgen in mittelalterlichen Handschriften und nach Dädalus waren auch die Labyrinth der Lustgärten benannt (Eintrag aus dem Tagebuch der Louise de Savoie von 1513: „En mon parc et près du Dédalus“). Die selbe galante Metamorphose wie die Trojaburgen haben auch die Babylone durchgemacht. Denn nichts Anderes als Babylone sind die „Schneckenberge“, die zierlichen Hügel, zu denen ein spiralförmig sich emporschlingelnder Pfad hinanführt. In der Regel trugen sie einen Pavillon. Auch im alten weimarer Schlosspark gab es eine solche babylonische „Schnecke“, in deren Pavillon man nach Goethes Erzählung (ich finde die Notiz bei Krause) „zusammenkam, um Musik zu hören, Punsch zu trinken und Kuchen zu essen.“

Bei solchen Babylonen mag man noch an allegorische Spielereien denken, an eine Kokosverniedlichung gelehrten Wissens. Wichtiger ist, daß wir den „Schnecken“ vollkommen entsprechende Anlagen aus nachweisbar vorhistorischer Zeit namentlich im Osten Mitteleuropas finden: die in allen Handbüchern registrierten Wallburgen. Von den Schneckenbergen unterscheidet diese künstlichen Erdhügel mit der terrassenförmigen Abstufung oder dem zum Gipfel sich aufwindenden Spiralweg nur der monumentalere Charakter und dann die merkwürdige Thatsache, daß die Wände solcher Wallburgen oft im Feuer verglast sind. Die in und bei den Wallburgen gehobenen Funde heißen uns die Erfindung dieser Anlagen in die „jüngere Steinzeit“ verlegen. Das ist nun eine Thatsache, die der behaupteten Priorität der nordischen Babylonien,

Babylone und Babelsberge vor den vorderasiatischen schon einige Wahrscheinlichkeit verleihen könnte.

Aber wir wollen uns nicht überstürzen. Zunächst steht die ganz außerordentliche Bedeutung der Wallberge für das Gedankenleben unserer germanischen Vorfahren außer allem Zweifel. Beweis: die ungewöhnlichen Anstrengungen des Christenthumes, die altnordischen Wallburgfeste zu beseitigen oder in ihrer Bedeutung zu verkleinern. Was die Wallburgis- oder Walpurgisnacht christlicher Umdeutung ist, wissen wir ja Alle. Aber die Verdächtigungen reichten nicht hin, den Glauben auszuroden. So legte man denn auf den Kuppen alter Wallburgen christliche Kapellen an und weihte diese Kapellen der „Heiligen Wallburgis“. Nicht unwahrscheinlich ist, daß alle Wallfahrten (einst Walperzüge genannt) hier ihren heidnischen Ursprung haben. Der „allgemeine Brauch, am Oster- oder Wallburgisfest auf die Wallburgen zu ziehen“, saß dem Volk zu tief im Blut; und auch hier sollte die alte Kirchenpolitik der Umdeutung ihre Wirkungskraft erweisen. Der Brauch, die Wallburgen im Feuer zu verglasen, giebt uns einen Ausblick auf die vielleicht schönste und seit Richard Wagner auch wieder volkstümlichste aller nordischen Sonnenjagen und damit eine Erklärung, weshalb die Wallberge oder der mit ihnen in Verbindung stehende Kult dem Nordländer so wichtig waren. Die Sonnenbraut, die auf dem Berggipfel schlummert und, von heiligen Flammen gehegt, der Erlösung harzt, Brunnhilde: Das ist die noch nicht kanonisierte Wallburgis, die hehre Gestalt, die lange die Wallburgfeste, diesen reinen nordischen Höhenkult, beherrschte.

Denken wir schließlich an das geographische Verbreitungsgebiet dieser steinzeitlichen Wallburgen, die am Dichtesten in Ostdeutschland und Westrußland auftreten und sich dann südwärts über die osteuropäischen Länder hinunterziehen bis in die Gebiete der vorderasiatischen Kultur: ist es wirklich so wahnfinnig, die europäischen Babylone an den Anfang zu stellen? Vergleichen wir die Grundformen der nordischen und der südlichen Anlagen; dort eine skulptürlich ungeschlachte, noch mit der Gestaltung ringende Arbeit, hier ein sicheres Formen, das eine lange Ueberlieferung voraussetzt: es ist der selbe Gegensatz wie bei gewissen Gräberformen, die an der Ost- und Nordsee am Frühsten erscheinen, in Mitteleuropa erst bestimmter werden und in der Aegäa endlich als vollendete Kunstwerke auftreten.

Freilich hat ja gerade bei diesen Grabformen ein anerkannter Alterthumsforscher noch neuerdings die famose Behauptung wiederholt, die vollendete Form im Süden sei die ursprüngliche und die ursprüngliche im Norden die abgeleitete, von plumpen Barbarenhänden nachgestümperte (Sophus Müller: „Urgeschichte Europas“). So wäre denn bei einer genauen Vergleichung der nördlichen und der südlichen Babylone, die die immer feinere Vollendung nach Süden zu ermiese, noch immer die Gegentheorie statthaft, daß man die Reihe

umzukehren und von einer barbarischeren Entartung nach dem Norden hinauf zu sprechen habe. Und gegen diese Ansicht (unter Naturgelehrten könnte man sie nicht aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen) giebt es nur eine Antwort: den Beweis, daß die Windungen und Abstufungen der Wallburgen und Babylone ganz eben so wie die „Zirwege“ der Trojaburgen nichts Anderes sind als Nachbildungen der nordischen Sonnenlaufbahn, daß man also ausschließlich im Norden zu der Grundform der Babylone kommen konnte, die im Süden von allem Anfang an bloße mechanische Kopien waren.

Bereits ein für die nordische Herkunft der Arier so wenig begeisterter Forscher wie Hörnes hat die ursächliche Bezeichnung zwischen den Troja- und den Wallburgen empfunden, wenn er von den in Stein gemeißelten englischen Trojaburgen (den Walls of Troie) sagt: „Sie gleichen Grundrissen mehrfacher Ringwälle“. Und nun hören wir gar, daß im nördlichen Rußland und in Lappland die Trojaburgen unmittelbar den Namen Babylone führten. Der Karelenfürst Walit baute 1592 einen solchen Babylon, von dem es in einer alten Urkunde heißt: „Der Walit schlug am Pogost die Lappen und Norweger, wonach er den Jahrhunderten zum Gedächtniß einen gewaltigen, über einen Faden hohen Stein hinsetzte, um den er eine zwölffache Mauer zog und sie Babylon nannte.“*) Hier endlich wird uns klar, was die Terrassenabstufung oder Spiralswindungen der Babylone denn überhaupt bedeuten. Sie sind die plastische Wiedergabe der Sonnenlaufbahn, kubische Uebersetzungen der zweidimensionalen Trojaburgen. In einer noch schamanistisch befangenen Zeit, die in der Nachbildung die Sache selbst in ihre Gewalt zu bannen wähnte, hat man diese ältesten Sonnenkultstätten errichtet. Nur im Norden hatten diese Heiligthümer einen Sinn und einen Inhalt; und nur wie ein starres, geistlos gewordenes Dogma konnte der Süden sie vom Norden übernehmen.

Wilmerdorf.

Willi Pastor.

*) Diese Beschreibung eines Menhirs (denn nichts Anderes ist der fünf bis sechs Fuß hohe Mittelstein) in Verbindung mit einer Trojaburg giebt uns endlich eine Erklärung über die älteste Bestimmung der Menhirs (Wautasteine, Hünensteine), deren Zusammenhang mit dem altarischen Sonnenkult man wohl von je her vermuthete, jedoch nicht deuten konnte. Bei den Chaldäern benutzte man später den sogenannten Gnomon, eine senkrecht aufgerichtete Stange, deren Schatten gemessen wurde, zur Zeitbestimmung. Wenn nicht Alles trägt, hat dieser chaldäische Gnomon sein neuzeitliches Vorbild im Menhir. Keinen anderen Zweck konnte die Errichtung dieser gewaltigen Steine ursprünglich gehabt haben, die oft mit so unsäglicher Mühe aufgestellt wurden (ein Menhir in der Bretagne bei Locmariaquer im Departement Morbihan ist 22 Meter hoch; sein Gewicht wird auf 250 000 Kilogramm geschätzt). Bei den Urvorbildern solcher Anlagen wie des Walitbabylon scheinen die Ringe der Trojaburg wie das Zifferblatt einer Jahressonnenuhr die wachsende Schattenlänge markirt zu haben. Zu untersuchen wäre, wie weit eine solche Erklärung zur Deutung der bekannten nordischen Menhirs beiträgt.

Scheherzads erste Geschichte.

Sich muß gestehen, daß ich selten eine solche Bangigkeit empfand, als da ich vor Jahresfrist vor die Berliner hintrat, um einige Gedanken über „Tausend und Eine Nacht“ zu entwickeln. Berlin ist heute in literarischen Dingen tonangebend; von Berlin aus wurde das Deutsche Reich begründet und in Berlin (so wird wenigstens in meiner Heimath immer behauptet) strebt man nun auch nach der Schaffung eines literarischen Kaiserreiches. Man hat es noch nicht, aber man sucht danach; und der Inbegriff Dessen, was man hierzu an Bausteinen bereits gefunden, wird die Moderne genannt. Was ist die Moderne? Ich weiß es nicht, aber einige Phasen ihres Lebenslaufes sind mir doch klar. Sie richtet ihr Augenmerk auf unsere Zeit; und in Bezug auf die Methode, wie man die Zeit sehen und behandeln soll, hat es bereits verschiedene Wandlungen gegeben. Wir waren naturalistisch, dann veristisch, kriegten dann einen Stich ins Symbolische und wurden wieder impressionistisch; und damit ist die Mannichfaltigkeit der Strebungen und Methoden noch nicht erschöpft. Zu all der Zeit wurde das Vergangene, als eben nicht mehr zu unserer Zeit gehörig, in die Kumpelkammer gewiesen; und da kam ich nun in diese große Fabrik von allein gültigen „Richtungen“ und kam nicht einmal mit einem nahen Stück Vergangenheit, sondern mit „Tausend und Eine Nacht“! Ich erinnere mich, wie es mir in meiner wiener Heimath erging, als ich mich zum ersten Mal mit dem Beständniß meines Interesses an „Tausend und Eine Nacht“ hervorwagte. Einige Freunde traten zu mir ins Zimmer und fanden mich über Papieren, die ich rasch verstaute. Woran arbeitest Du? fragten sie. Ich erröthete. Du wirfst roth, sagten sie; was ist's? Ich gab leise Antwort; und da brachen sie in Lachen aus und versicherten, daß ich in der That ein wahrer und antiquarischer Don Quijote sei, der sich mit zwecklosen und längst erlebigten Erzeugnissen aus hundert Bändern und tausend Zeiten abgebe, indeß auf der Straße unten vor den Fenstern der lichte Tag einherströmt, mit seinen Erscheinungen, seinen Bildern, seinem Lärm, seinen Tragiken und seinen nach Lösung ringenden Räthseln. So, wie gesagt, ging es mir in Wien, dem guten Wien, das ja nie intransigent ist und sich noch nicht ausschließlich auf die Gegenwart hat einschwören lassen; und nun wagte ich mich gar nach Berlin, um dort, in der Höhle des Löwen, von Tausend und Eine Nacht zu erzählen; und war ich also nicht wirklich ein weltfremder Don Quijote? Aber nun stand ich einmal dort und mußte den Sprung thun. Als ich vor Jahren andere ähnliche Sprünge riskirte, hatte ich wenigstens Eins für mich: ich war naiv und ahnte die Gefahr nicht, wenn ich mich so den Phantasien, die mich bezauberten, überließ. Heute, mit den ergrauenden Haaren, hatte ich auch diesen Entschuldigungsgrund nicht mehr. Ich wollte mir eintreden, daß das Volk, in dessen Schoß die Weltliteratur geboren wurde, doch nicht so ganz seine Liebe nur an das Heute abgegeben haben könne, daß ihm nicht ein Herzenszug zu den Schöpfungen zurückgeblieben sein sollte, die von anderen Völkern und aus anderen Zeiten herrühren. Dies, wie gesagt, wollte ich mir eintreden, um mich zu ermutigen; aber immer wieder mischte sich das beklommene Gefühl in die Tröstung; aber Du bist ja doch in Berlin und bist doch ein Don Quijote. Darum entschloß ich mich zu einem Vorschlag an meine Zuhörer. Betrachten Sie, sagte ich, was ich auseinanderlegen

will, nicht als Das, was man gemeinlich einen Vortrag nennt, bei dem man vor die Zuhörer mit dem Ausdruck tritt, daß sie Alles annehmen und mit Beifall quittiren. Nein, ich will Sie nicht einladen, mit mir zu bewundern, sondern ich stelle mich selbst als Untersuchungsobject vor Sie hin. Hören Sie mich an und gestatten Sie, daß ich am Schluß nur die eine Frage an Sie richte: Bin ich mit meiner Liebe für das orientalische Meisterwerk und mit Dem, was ich darin ersehe, wirklich ein so den Nothwendigkeiten der heutigen Zeit fremder Don Quixote?

Und was sehe ich in dem Werk? Das ist folgerichtig die erste Frage; darauf antworte ich kurz und ohne gelehrten Apparat: Immer sagt man uns, die von dem orientalischen Volksgeist in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten hervorgebrachten Märchen seien irgendetmal von einem wahl- und ordnungslos vorgehenden Sammler zusammengesucht, auf einen großen Haufen geworfen und polemels in einen großen Sack gebracht worden, der nun eben „Tausend und Eine Nacht“ heißt. Das Ganze, so belehrt man uns weiter, besteht aus der Scherzad-
partie, einer Rahmenerzählung, und all den hundert und hundert anderen Märchen, die kunterbunt in den Rahmen hineingepreßt sind. Die Rahmenerzählung hat Sinn und Verstand und eben so sind unter den übrigen Märchen auf Schritt und Tritt Stücke zu finden, die außer der Phantasie auch Tiefinn haben; das Ganze aber (Das ist der Schluß, zu dem die Kritik noch immer gelangte) ist doch nur ein wildes und urwalbartiges Durcheinander, wo kein Stück zu dem anderen sich fügt, und die einzelnen Theile, namentlich in der Rahmenerzählung, passen wie die Faust aufs Auge. Und dieser Ansicht nun bin ich eben nicht. Im Gegentheil: mir ist klar, daß der Sammler der Märchen nach einem bestimmten Plan vorging, der sich sehr wohl aufdecken läßt; und saßt man diesen Plan ins Auge, dann sieht man, daß durch ihn allein der Sammler zu einem der größten Dichter wurde, die es je gegeben. Was macht den großen Dichter? Ist es einzig nur die Fähigkeit, aus dem Schoße der eigenen Phantasie heraus die Dinge zu erfinden? Ich glaube es nicht. So viele Beispiele belehren uns, daß Einer, der in Bezug auf Erfindungskraft hinter Anderen zurückstand, dennoch zum wahren und großen Poeten werden konnte, durch die Art, wie er aus den vorgeschaffenen Elementen seinen Bau auführte. Hat doch der Mann, der Homer hieß oder Homer genannt wird, zu dem Stoff seiner Werke gewiß weniger hinzuerfunden, als schon vor ihm vorhanden und erfunden war. Wüßen also immerhin Hunderte von Werkstätten an den einzelnen Stücken gearbeitet haben, die in „Tausend und Eine Nacht“ vereint sind, so war es doch selbst bei vorhandenem Mangel an Erfindungsgabe ein großer Dichter, der diese disjecta membra nach einem bestimmten Plan in Reihe und Glied brachte und zur Erfüllung einer dichterischen Idee anordnete. Denn eine solche Idee ist vorhanden und läßt sich nachweisen, wenn nicht durch die ganze Sammlung, so doch eine gewaltige Strecke weit. Ist es nicht denkbar, daß ich eine solche Idee nur hineininterpretire? Nein; streng geordnet, sinnvoll und durch ein unzerreißbares Band zusammengehalten, marschiren diese Märchen, wie gesagt, eine gewaltige Strecke weit hin. Wären ihrer nur zehn, zwanzig, dreißig, die sich so logisch und räumlich aneinander schließen, dann könnte man angesichts der verwirrenden Zahl der übrigen sagen, hier habe der Zufall mitgespielt. Denn wo amorphe Gebilde berg-
hoch aufgeschüttet sind, ist leicht möglich, daß zufällig zwanzig, dreißig scheinbar

nach dem selben Motiv gebildete und geordnete Splitter doch nur zufällig bei einander zu liegen kommen. Das aber ist eben: es ist ein Unterschied zwischen zwanzig oder dreißig und vielen Hunderten; und wenn man ihrer hundert streng neben einander gelagert trifft, durch welche sich das selbe geistige Band zieht, dann meine ich: so sonderbar arbeitet der Zufall nicht, daß die eine Hälfte eines Riesenwerkes hindurch überraschende Ordnung herrscht und ein von Schritt zu Schritt deutlicherer und ergreifenderer Kuffrieg der Ideen stattfindet, während in den übrigen Partien wirklich dann das Chaos eintritt. Aber auch von einem Chaos darf man hier nicht so ohne Weiteres reden. In diesem zweiten Theil stößt man auf wüste und zwecklose Absurditäten von einer Art, wie sie in dem ersten überhaupt nicht vorkommen; und mitten in solcher Absurdität wieder auf Theile, auf Miniaturen, die nicht nur von der Sinnlosigkeit befreit, sondern mit unendlicher Kunst geglättet und ausgearbeitet sind. Kann Das auch Zufall sein? Und studirt man diese Einsprengungen, dann zeigt sich, aus welcher Absicht der Künstler sie aus dem Wust des Uebrigen heraus hob; denn in allen diesen Stationen, wo Sinnlosigkeit und sinnige Schönheit an einander grenzen, hat seine liebende Hand Etwas geschaffen, das auf das Beste in den ersten Theil hineingeht und sich genau in den Zweck des Ganzen einfügt. Und hat also, um es zu wiederholen, das Alles auch nur der Zufall gethan?

Nun wird man fragen: Wenn dieser Dein unbekannter Redakteur und Dichter so groß und weise war, warum begnügte er sich damit, nur einen Theil so rein auszugestalten, und warum ließ er das Uebrige als ein Chaos zurück, in dem nur hier und da Etwas die Arbeit seiner Meisterhand verräth? Darauf habe ich natürlich keine bestimmte Antwort, sondern nur eine Meinung; nämlich: dieser große Redakteur und Dichter war ein sterblicher Mensch, dem nicht beschieden war, zu vollenden, was er in so gewaltiger Weise begann. Unter den Tausenden von Märchen, die er zu kommender Bearbeitung bereits angekauft hatte, hatte er da und dort eins auch schon vorgenommen, um es für den künftigen Gebrauch vorzubereiten. Da überraschte ihn der Tod; und die späteren Jahrhunderte, die sein Werk erbten, ohne den Geist mitzuerben, warfen Alles, was der Volksgeist noch an Märchenvorrath hatte, wirt und planlos in das Gefäß, das er nicht ganz hatte ausfüllen können.

Und noch Etwas muß ich vorausschicken, nämlich, daß er ein nationales Werk plante; nicht allein in dem Sinn, daß es die Hervorbringungen des nationalen Geistes zur Schau stellen sollte, sondern noch in einem ganz anderen Sinn. Denn er erzählte dem Volk darin von seiner Rasse und ihren geheimsten und schrecklichsten Krankheiten, an denen sie ja noch leidet und hier in Europa auch schon zu Grunde zu gehen beginnt. Es ist also kein bloßes Unterhaltungsbuch, das er zusammenstellte, sondern, wenn auch nicht gleich sichtbar, eins der erschütterndsten Klagelieder, die je einem Volk von seinem Dichter gesungen worden sind. Erinnern wir uns an den Anfang des Ganzen. Wobei es freilich nöthig ist, daß wir in das Werk selbst hineinblicken; denn mit was für Vorstellungen füttern uns die literarischen Behandlungen des Werkes auf? Die erzählen uns von einem wüsten und abgeschmackten, grundlos blutdürstigen Märchen-Verfertiger, der seine Freude daran hatte, täglich eine andere, gestern erst angetraute Frau köpfen zu lassen. Und Das von der Freude ist ja gar nicht wahr. Das steht nicht in dem Gedicht. Vielmehr ist da ein Fürst, der ein Paradies auf Erden träumte, ein junger, zärtlich süßender und gegen Jedermann gültiger König, der sich seine Würde ohne die ganze Last

der Königspflichten gar nicht denken konnte, — bis Etwas geschieht, das in ihm den Glauben an die Menschen eben so zerstört, wie er in Hamlet und in Limon von Athen zerstört worden ist. Er macht eine Erfahrung: sein Bruder, den er zärtlich liebt, ist von der Gattin schmähslich und schmutzig betrogen worden; und bald nachher folgt eine Erfahrung von noch fürchterlicherer Art. Ich bitte, wird sich der Treubruch jemals ganz aus der Welt bannen lassen? Ich glaube es nicht. Und dürfen die Verletzungen des ehelichen Verhältnisses immer und unter allen Umständen gleich als unentschuldbare Verbrechen verdammt werden? Nun, diese Frage stellen wir heute überhaupt nicht mehr. Wenn aber einem Gatten Ursache gegeben wurde, sich für geliebt zu halten, wenn der Mund der Frau von süßen Beiseuerungen überquoll und dann doch der lästerne Verrath eintritt, dann sieht die Sache anders aus. Und nun gar, wenn mit dem Verrath sich noch eine andere Wirkung verbindet. Die wenigsten Menschen, Männer wie Frauen, ziehen die Norm ihres Lebens aus sich selbst, die meisten schwimmen im Strome mit; und rascher und tiefer als jedes andere wirkt denn doch das von den Mächtigen gegebene Beispiel. Wir so sehr freien und unabhängigen modernen Menschen, machen wir nicht gaffend auf der Straße Halt und lassen uns vom Wagen bespreizen, wenn es heißt, die Herzogin oder die Kaiserin kommt? Und da kommt eine Schaar von Prinzessinnen, sie, vor denen uns das Geheiß zur Ehrfurcht verpflichtet, sie, für deren Schwangerschaft wir Kirchen- und Bittgänge veranstalten müssen, sie, wegen deren man uns in Gefängnissen Haar und Bart schneidet, wenn wir ein wahres Wort ausgesprochen haben, — und nicht genug an der verborgenen Lasterheit, streuen sie noch bewußt den Keim der Anstodung aus. Denn Das ist die zweite Erfahrung des Königs Schahrjar: als er von einer fingirten Reise heimlich zurückgekehrt ist, sieht er, wie seine Königin sich in Gegenwart ihres ganzen Hofstaates und Allen voran mit einem Liebhaber im Garten des Palastes auf den Rasen zum schmutzigen Geschäft hinarbeitet; und von dem Beispiel angesteckt, thun es ihr ihre Hofdamen nach. Orientalische Erfindung? Bitte: wie ist es in den Zeiten der französischen Regence gegangen? Und dazu noch Etwas. Wenn auch schamlose Liebe, — wäre es nur überhaupt Liebe, wäre es mitten in der Entartung doch noch Zug und Reizung zu einem besseren Geschöpf! Doch nein: die Menschen, mit denen sich da Königinnen und Hofdamen auf dem Boden wälzen, sind Reitmächte und Lakaien, rohe, plumpe, mißgestaltete Schwarze. Und da schreit in dem Gatten eine Stimme auf, — nicht die Stimme der Despotie. Die Schuldigen wird er töten, gewiß; allein ein Despot würde nach Beseitigung der Gräuel im Besitze seiner Allmacht weiter mächtig sein und leben: und Das eben thut König Schahrjar nicht. Etwas Anderes suchte er auf dem Thron als nur die Möglichkeit, sich im Besitze seiner Ubergewalt zu jähnen und Menschen zu köpfen; und nun ihm alle seine Träume geschändet sind, duldet es ihn nicht mehr in der entgötterten Welt. Ich habe früher die Namen des Limon und des Hamlet genannt; hier im Osten ist ihr Doppelgänger. Psui, psui darüber! Ein wüster Garten ist's, verworrenen Unkrauts voll. Alles schlecht, verfault und verpestet. Was wollen wir hier noch? Fort in die wildeste Wüstenei, nur damit wir den Menschen nicht mehr sehen und die schrecklichste Ausgeburt des Schicksals, das Antlitz des Weibes. Und nach genommener Rache verschwinden beide Brüder aus ihren Landen, mit völligem Verzicht auf die Posten auch, die sich Thron, Macht und Menschenbeherrschung nennt.

Kennt man in Geschichte und Dichtung noch viele Beispiele so furchtbaren Menschen- und Weiberhasses? In „Tausend und Eine Nacht“ aber findet man noch eine Steigerung. Denn nun sich die beiden Könige durch Wüsten und immer neue Wüsten schleppen, gelangen sie an das Ufer eines Meeres, tödtlicher und einsamer als je eins, und nun folgt das dritte ungeheure Erlebnis: ein Geist, der plötzlich aus den Wogen aufsteigt und mit unendlich sorgsamten Händen zwischen einigen am Ufer befindlichen Bäumen Etwas auf den Boden hinstellt: ein hölzernes und darin ein metallenes und dann wieder ein goldenes und kristallenes Gehäuse; und so unter fünf- oder sechsachtem Verschluss ruht darin ein hinreißend schönes Weib, vor dem er in abgöttischer Liebe auf die Knie stürzt, um Verzeihung zu erbitten, daß er sie, sein Kostbarstes, so unter Verschluss halte. Und sie lächelt mit den Augen und verzeiht. Pause; er schläft ein; da eilt sie zu den Bäumen hin, auf die sich die Brüder geflüchtet haben, und ruft: Herunter, seid mir zu Willen, sonst werde ich den Geist und erkläre, Ihr hättet mir Gewalt angethan! . . . Und nachdem Alles geschehen, nimmt sie den Brüdern die Siegelringe ab, reißt sie (Veporello ist nicht originell) auf einem Schlüsselhund zu hundert anderen Ringen und wendet sich mit leisem, türkischen Lächeln zu dem schlafenden Geist: Du Thor, der Du mich auf den Grund des Meeres versenkest und in den sechsfachen Panzer von Holz, Kristall und verschiedenen Metallen einschloßest, um Dich meiner Treue zu vergewissern: wisse, der Verstand des Weibes, wenn es sich der Treue ledig machen will, ist stärker als Zeit, Umstände und alle Erfindungen Deines Geistes.

Das also ist das dritte Erlebnis des Königs; und daraus erst zieht er seine Lehre. Wie, kann man sich vor der Verderbtheit gar nicht flüchten? Es giebt keine Stätte, da man vor ihr sicher wäre; sie rückt uns nach und verfolgt uns bis in die Wüstenei, die doch von Menschen leer sein sollte, und ans Ufer des wildesten Meeres? Aber dann ist es Wahnsinn, der Welt den Rücken zu kehren; vielmehr zurück auf den Thron und aus aller Macht, die einem König gegeben ist, Krieg dem Weibe, um die Pest wenigstens zu mildern, da man sie nicht ganz ausröthen kann. Und so kehrt er zurück und das Gemetzel beginnt; ein Gemetzel, über das man, wie ich nicht zweifle, in unserer heutigen Zeit sich recht herzlich amüsiren wird. Denn nicht wahr, diese überhigte Bewertung des Ehebruchs ist etwas Altmodisches; wir sind zu derlei Exzessen des Gefühls nicht mehr aufzuregen; und nun gar Das, was weiter folgt! Denn dieser König ist nicht nur so exaltirt, sich die Treulosigkeit der Frau zu Herzen zu nehmen, und nicht nur so altmodisch, daß er von dem Rechte des weiblichen Herzens, sich in jeder Sekunde ein neues Glück zu suchen, nichts wissen will, sondern er greift gleich nach den äußersten Schlussfolgerungen und macht seinen Vorsatz, die Welt von dem weiblichen Geschlecht zu befreien, buchstäblich wahr. Er heirathet eine Andere: und läßt sie nach der Brautnacht ermorden; er giebt ihr unverweilt eine Nachfolgerin: und auch sie wandert nach vierundzwanzig Stunden aufs Schaffot. Und eben so eine Dritte, Fünfterste, Zweihundertste . . . Wie ist Das möglich? fragt man. Sehr einfach: wir sind im Orient und Schaharjar ist die unumschränkte Allmacht. Alles ist sein Eigenthum; und Verbrechen ist, ihm einen Besiz vorzuenthalten; alle Töchter aller Väter müssen ihm ausgeliefert werden und er macht täglich eine von ihnen zur Königin und nach einer Nacht wandert jede aufs Schaffot. Und dieses unerhörte Uebermaß von Rachsucht ist also auch Etwas, das bei uns europäischen und speziell bei uns ästhetischen

Menschen ein Lächeln erregt. Denn was zu viel ist, ist zu viel; zwei, drei Mordthaten als Ausbruch der Mesogynie wären noch hinzunehmen, aber eine in die Jahre hinausdauernde sechs- oder siebenhundertfache Mezelei: Das ist wider die Wahrscheinlichkeit und vor Allem ist es schrecklich monoton und also gegen das Schönheitseley in der Poesie. Das Maß der poetischen Freiheit, das der Dichter hierbei walten ließ, scheint mir aber nicht allzu groß. Dieser König ließ drei Jahre lang täglich Eine hinrichten. Das giebt zweifellos tüchtige Portionen pro Jahr. Doch was ist das Unwahrscheinliche daran? Unwahrscheinlich ist vielmehr, daß er drei Jahre zur Erledigung dieser tausend Exekutionen brauchte; denn in der Regel wurden und werden auch heute solche Dinge (und nicht nur im Orient) schneller erledigt. Karl der Große ließ in Verden an einem Tage viertausend Gefangene (gefangene Germanen) abschlachten; Harun al Raschid ließ an einem Tage tausend Barmesiden enthaupten; und im Jahr 1906 ließen russische Generale täglich sechzig, siebentzig und auch mehr Gefangene fusiliren und hängen. Und wir wissen ja, daß in Indien da und dort oft hundert Kanonen aufgeföhren und vor ihre Mündungen hundert Menschen gebunden wurden; dann wurden auf ein Zeichen alle hundert losgebrannt und hundert zerrissene Menschenleiber wälzten sich im Staub. Tausend in drei Jahren? Lächerlich! Es verträgt sich ja, wie diese Beispiele lehren, selbst mit der heutigen Civilisation, daß ihrer Zwei- bis Dreihundert in einem Augenblick ums Leben gebracht werden. Es ist also keine exotische und keine unmögliche Grausamkeit, von der uns „Tausend und Eine Nacht“ erzählt. Wenn man schon an der Sache Etwas komisch finden will, so wäre es höchstens der Gedanke, daß sich dieser König Zwang auferlegte und, zwischen den Menschen eine Grenze nach ihrem Geschlecht ziehend, nur Frauen hinrichten ließ. Findet man Das aber befremdlich, dann darf man ruhig sein: denn wo steht in dem Gedicht, daß das Schwert in all der Zeit sich ausschließlich auf Frauen herabgesenkt habe? Auch Männer werden dabei gewesen sein. Da war ein Vater, der die Tochter vor dem Wütherrich versteckte; da war ein Anderer, der die Schwester vor dem König zu retten suchte; und wieder Andere wurden von Demunzianten aus Messer geliefert, wegen unziemlicher Kritik der königlichen Mezelei. Meint man, daß für solche Fälle der Befehl galt, den Schuldigen, weil er nicht weiblichen Geschlechtes war, zu schonen? Nein, es wurde unparteiisch gemordet, ohne Bevorzugung des einen, ohne Zurücksetzung des anderen Geschlechtes; und man sieht also, welche Aenderung das Bild durchgemacht hat. Anfangs stand da ein um seinen tiefsten sittlichen Glauben gebrachter König, dessen Verzweiflung sich in Akten eines schauerhaften Grimms kundgab, die ihn eben so mitleidswürdig erscheinen ließen wie die vor ihm heimgesuchte Welt. Aber da das Wörden fortdauerte, verschwand das Bild des gekränkten Königs und an seiner Stelle blieb nur noch das Bild einer nationalen Katastrophe, wie sie ähnlich noch nicht dagewesen war. Und da sind wir denn endlich bei dem ersten großen nationalen Nerv des Gedichtes; oder übertreibe ich, wenn ich Katastrophe nenne, was da über das Land gekommen war? Ich kenne mich in dem Staatsrecht der Despoten nicht aus und weiß nicht, bis zu welchem Punkt die Untertanen bemüht sind, die Thorheiten und Verbrechen eines Alleinherrschers zu bulden; aber diese regelmäßige und methodische Hinrichtung von Frauen, gehört die auch zu den Dingen, die man tragen muß? Als die Zehnte und Zwanzigte aus Schahrijars Schlafgemach auf das Schaffot hinausgeschleppt wurde, war es

noch begreiflich, wenn Alles noch, wie gelähmt und betäubt, unthätig zusah, gleich dem kleinen Gethier im Angesicht der Klapperschlange. Aber es liegt in der menschlichen Natur, daß mit dem Zunehmen der Grausigkeit die Betäubung doch von uns weicht und man sich auf die Nothwendigkeit besinnt, sich zu wehren; und hier war es wahrhaftig Erwachenszeit. Zahllose Menschen sind bereits abgeschlachtet und das Elend nimmt immer noch kein Ende; zahllose Väter haben ihre Kinder verloren und wegen weit geringerer Dinge kam es in der Welt schon zur Revolution. Und hier, was geschieht hier? Darauf antwortet nun der Dichter, nicht *expressis verbis*, aber doch deutlich und unverkennbar: Ja, lieber Leser, Das ist es ja! Die schaudert vor dieser Phantasia, weil sie einen König ersinnt, der in seiner Myflogynie Hunderte von Frauen tötet; und was ist diese Erfindung gegenüber der weit niedererschmetternderen Wahrheit, daß ein ganzes Volk einen solchen Wahnsinn ohne Widerstand erträgt? Und diese ungeheure Inaktivität, diese trostlose Apathie, die duldet, daß eine ganze Gesellschaft bis in ihre letzten Verzweigungen von dem wahnsinnigen Willen eines Einzelnen zerbrochen und vernichtet werde, diese Stumpfheit ist keine Erfindung, sondern in Wirklichkeit das Elend und die Krankheit unserer Rasse und unseres Volkes. Ein Thier, wenn es getreten wird, setzt sich zur Wehr, ein armer kleiner Vogel sucht mit dem Schnäbelchen nach der Hand des Quäkers zu schlagen; und hier sind Männer, dumme und geniale, kleine und große, weise und beschränkte, hier sind Helden, die mit dem Schwert jeden Feind zerschmettern gelernt haben; und doch leiden sie diese Verbrechen nur, weil sie von einem Manne herrühren, der sich und den man König nennt. Und was kann also aus einem Volk und einer Rasse werden, in welcher der zum Handeln berufene Mann nach hundert anderen Formen und Arten des Wahnsinns auch diese apathisch erträgt? Man sieht also, nebenbei bemerkt, es war nicht nötig, diesen alten orientalischen Dichter ob seiner hyperphantastischen Darstellung zu belächeln. So gescheit wie wir war er auch und ihm war nicht verborgen, was in der Natur der Dinge liegt und was wider die Natur ist. Aber gerade darum ist es ein nationales Werk, das er schuf, weil er in dieser schrecklichen und die großen Mörder aufziehenden Passivität des orientalischen Mannes die eigentliche orientalische Krankheit erkennt.

Nun bitte ich, mir die Frage zu gestatten, wodurch sich im Allgemeinen der freitische und satirische Geist vom dem Geiste des Dichters unterscheidet. Ich glaube, darin, daß es den Satiriker treibt, seinen Groll über eine Erkrankung auszusprechen, während der Dichter seine Ruhe nicht findet, ehe er nicht das Mittel zur Heilung erfunden und der Welt verkündet hat. Und wenn Das zutrifft, dann ist „Tausend und Eine Nacht“ wirklich das Werk eines Dichters und zwar eines, der auch in der Auffindung des Mittels gegen die Krankheit durch und durch national ist. In ihm ruft es: Jemand muß helfen und retten können oder Nation und Rasse gehen elend zu Grunde! Aber wo hier Hilfe suchen, da in den Männern jeder Antrieb zur Rettung fehlt? Als das Volk der Juden einst an den Pyramiden arbeitete und die Großen und Bejahrten sich am Allermeisten vor dem Bedrückter bemüthigten, fand sich, da kein Anderer es wagte, ein junger Hube, der das Zeichen gab, indem er einen Egyptianer erschlug. Und anderswo, wenn die Könige mordeten, war es, wenn kein Großer den Muth hatte, irgend ein Kleiner, der solchem Wütherich den Degen in die Weiche stieß. Wer aber thut es hier? Die beleidigten Väter sind feig, die Schwertträger nehmen es als unabwendbares Schicksal hin und nirgends,

trop der dreißährigen Folter, auch nur eine Miene, es zu ändern; denn der orientalische Mann ist nur gut, um in einer Herde mit zur Schlachtbank zu laufen, und völlig unfähig zur Herstellung des Mindestmaßes von Gerechtigkeit und Gerechtigkeit, das schließlich auch in der Despotie vorhanden sein muß. Und wenn der orientalische Mann selbst angeht solchen Schreckens aus seinem Schlaf nicht aufwacht, dann hervor mit Dir aus dem Winkel, Du verachtetes orientalisches Weib, und lehre Du den Mann, was gegen Rasse und Nation Pflicht ist! So ruft es in dem Dichter: und auf die Bühne tritt Scheherzade.

Ihre Geschichte ist die Rahmengeschichte, die alles Andere einschließt: dann aber leitet der Dichter aus eben dieser ihrer Bestimmung als eines Rahmens ein eigenes Geseh ab. Der Rahmen ist, ausgenommen bei Bildern, die von einem Bankier für seinen Salon gekauft werden, immer schmaler als das Bild selbst; und auch der alte Orientale kannte dieses Geseh. Er sah es bei seinen Teppichen, wo die Bordure auch schmaler ist als der Grund des Gewebes, und darum ist die Scheherzadengeschichte stizzenhafter und wortfarger gehalten als alles Andere. Was folgt daraus für den Kritiker? Daß er gegenüber dem Rahmen blind sein und wegen des leiseren Farbanstrages die darin verborgene leidenschaftliche Dramatik völlig verkennen darf? Der Widerspruch liegt auf der Hand. Der Kritiker darf das Wichtige nicht verloren gehen lassen, selbst wenn der Künstler aus seinen Absichten es wie im Gewölk erscheinen läßt. Doch davon will und davon dürfte ich hier noch nicht einmal reden. Denn hier im Beginn steht uns ja die Scheherzadengeschichte noch allein und durch gar nichts verdunkelt vor Augen; und wenn man ihren Sinn trotzdem nicht begreift, was für Kritiker sind wir dann? Die Sache ist so einfach. Gleich vielen anderen Vätern hat auch der Bezir Schahzars seine Tochter vor dem sicheren Tod zu retten gesucht; und so lebt sie nun, von wenigen Dienern umgeben, irgendwo in einem Waldversteck, auf einem Landgut oder in einer noch entlegeneren Oede unter hartem Verschluß. Warum? Niemand sagt es ihr; und der Vater, der sie einmal besucht, antwortet auf ihre stürmischen Fragen: Mußt nicht Alles wissen; ich habe es so angeordnet, und was ein Vater befiehlt, muß geschehen. So meint er; sie denkt aber anders und sagt sich: Noch bin ich keine Frauenrechtlerin, denn die Emanzipation ist noch nicht erfunden; doch ist es unwahr, daß die Frau mit sich Alles geschehen lassen muß, als ob sie ein willenloser Kadaver wäre, und unwahr ist auch, daß die Befehle eines Vaters unter allen Umständen gut und weise sind. Mit einem Wort, sie sagt sich nicht leicht; es ist das Judith- und das Tamora-Blut, das in ihr köstlich umläuft. Und nachdem sie den Grund herausgebracht, beschäftigt sie sich — Das ist die Steigerung — überhaupt nicht mehr mit ihrem eigenen Schicksal. Der König regirt noch immer, ist noch immer König? Wohl, so heißt er; aber ist ers noch, wenn er die Krone täglich mit frisch vergossenem Blut besudelt? Und sie kann es nicht glauben; es kann nur ein albernes Märchen sein. Nicht wahr, Vater, es ist plumpe Erfindung? Denn Du mit Deinem gerechten Sinn und Deiner Redlichkeit würdest selbst das Volk zur Vertilgung eines solchen Ungethümes aufreizen, wenn es wahr wäre, was man mir da erzählt. Aber da kommt sie schön an. O Weibchen, der ich einbildet, daß in dieser Welt die Menschen mit Paradiesesgefühlen herumgehen! Der König, und „wäre seine Hand auch um und um in Bruderblut getaucht“, ist

der großen Masse doch der König, und wer sich wider ihn auflehnt, ist Rebell. Wage es und Du wirst es erfahren; lehnt sich Einer auf, so werfen sich die Millionen der Anderen auf ihn, um ihn zu zerreißen; und daraus folgt . . .

„Daß diese Millionen elende Schafe und Sklaven sind“, ruft Scheherzad.

Nein, erwidert der Vater, sondern, daß der Himmel selbst uns zum Ertragen des Unerträglichsten verurtheilt hat.

Solcher Gespräche zwischen Vater und Tochter mag es mehrere gegeben haben; da, eines Tages, als er sich wieder zu ihr auf das Landgut herausgeköhlet, tritt sie vor ihn mit den Worten: Vater, ich habe einen Entschluß gefaßt. So? Worauf bezieht er sich? Auf den König. Wirklich? Interessant. Und was für ein Entschluß ist es? Sie krümmt die Lippen; muß sie ihm nicht, da er doch ihr Vater ist, die ganze Wahrheit sagen? Aber es ist so schwer. Vom Anbeginn der Welt geht der tiefe Riß zwischen Eltern und Kindern; sie verstehen uns nicht, können uns nicht verstehen, sind alt und gehören einem ganz anderen Gedanken- und Gefühlskreis an. Scheherzad krümmt die Lippen, sage ich, und spricht endlich, die Brauen zusammensiehend, die wenigen Worte: Ich kann dieses Morden nicht mehr ansehen; ich will, daß Du mich zum König bringst.

Eine Ueberraschung, was? Der Alte würdigt sie auch als solche, stockert mit der Zunge in den Zähnen und spricht kaltblütig: Wirklich gefaßt. Muß auch gemacht werden; denn der König wird Dich gleich zur Frau nehmen und dann gewöhnst Du ihm rasch den Mord ab. Scheherzad erwidert jücker: Ja. Der Vater lacht, ist aber schon gereizt. Zu dumm! Genug der Narrheit; es wird schon dafür gesorgt sein, daß sie hübsch in dem Versteck bleibe. Wie, was sagt sie? Sie wird sich frei machen und doch gehen? Das ist etwas Neues; aber es verräth Selbständigkeitsfenn und der ist immer zu loben. Nur erlaube, daß ich Dir eine Geschichte erzähle, fährt er fort; sie handelt auch von Selbständigkeitsfenn und wird Dich darum interessieren. Es war einmal ein Esel, dem ging es ausgezeichnet, und dann war ein Ochse da, dem ging es schlecht. Da fiel dem Esel ein, sich des Ochsen anzunehmen und ihn gegen den Herrn zu hegen, worauf der Herr, der davon erfuhr, einen Stock nahm und auf den Esel losdrohte. Da behielt der Esel im Prinzip seinen Selbständigkeitsfenn, aber de facto that er, was der Herr befaß. Verstehst Du, Tochter? . . . Und ich wende mich an Alles, was jung ist, mit der Frage, ob nicht Jedem von uns irgend einmal, wenn Charakter und Seele den stärksten Aufschwung nehmen wollte, eine Autorität in den Weg trat, die uns eben so kalt und nüchtern mit dem Stock oder Anderem drohte, um uns vom Flug zurückzuhalten; und ich frage Jeden, was die Antwort darauf war. Ich frage danach aber nicht nur, um die Psychologie der Judith, der Charlotte Corday, der Bera Saffulitsch und der Sophie Perowskaja bloßzulegen, sondern, um zu zeigen, wie blind die Kritik war, daß sie die ungeheuren Momente überseh. Die Bitterkeit, von der sie erfüllt ist, erklärt, daß Scheherzad in dem selben Ton wie der Vater antwortet: Erzählst Du mir von dem Esel, der von seinem Herrn mißhandelt wurde, so erzähle ich Dir von einem Herrn, der ein armes Thier, das ihm einen guten Rath zurief, umbrachte und dann in Folge dieser seiner empfindenden Lämlichkeit und Weisheit sofort zu Grunde ging. Und sie erzählt die Geschichte und darauf antwortet er wieder mit dem Erlebnis eines emanzipirten Rindviehes, sie mit dem Beispiel eines Thieres, das doch stark genug war, sich seine Entschlüsse

kraft zu bewahren. Und so erzählt er, erzählt sie immer neue ähnliche Geschichten, unstillt und ohne Kunst, in gar nichts blendend und die Phantastik des Orients verrathend; und doch, wenn man aufhört, wie strotzend von Bedeutung und Sinn! Denn es sind Verkündigungen, immer heftigere Drohungen und Paraden; und der Tochter wird die Kette immer sichtbarer, an der er sie gefangen hält, und der Ungeheuer immer bedrohlicher, mit dem sie um die Freiheit ihres Handlens ringt, — bis ihr endlich die Nasen zu dumm werden und die Wahrheit offen und rauh sich ausspricht. Wenn Du mir meinen Willen nicht lassen willst, dann werde ich andere Wege wählen. Kennst Du es schmähliche Unkindlichkeit, so helfe mir Gott: ich kann nicht anders, — ich werde es vor den König bringen. Du willst ihm sein Eigenthum vorenthalten, und ich, ich muß den Zugang zu seinem Gemach finden. Und so steht man am nächsten Tag den alten Mann, dem die eine Nacht die Haare mehr gebleicht hat, als es Jahre vermochten, kreidebleich und mit schlotternden Knien vor den König treten und ein Wort sprechen, das in diesen drei Jahren hier noch von keinem gesprochen worden ist: Ich habe eine Tochter; und diesen meinen Liebling, den Inbegriff des Besten, was die Schöpfung für mich hatte, bitte ich, hinzunehmen. . . Und möge man Eltern, die hinter ihren Kindern zurückgeblieben sind, noch so lächerlich finden: ich glaube nicht, daß der alte Mann in diesem Augenblick gar so zum Lachen reizen muß.

Und der König? Die Geschichte hält sich bei der Ausmalung der Szene nicht weiter auf. Denn es ist ja die Rahmengeschichte, die Alles in verkürzten Bildern zeigt. Ferner aber schreibt ein großer Künstler solche Dinge mit dem Bewußtsein, daß sie eben groß sind, für sich selbst sprechen und es nicht nöthig ist, sie auf Schritt und Tritt in ihrer Gewalt noch zu erklären. Oder versteht sich nicht Alles von selbst? Freut sich der König bei der Mittheilung, sagt er sich: Jetzt wird Scheherzad kommen und mir Märchen erzählen und Alles wird wieder gut sein? Ich denke mir, sein Gesicht verfinstert sich und ein blutiger Hohn steigt in seinen Augen auf. Welche Absicht steckt dahinter, daß Du mir Deine Tochter bringst? Der flüstert: Es ist Liebe. Und da lacht Schaherazad grimmig auf. Wie Recht hatte er mit der Absicht, das ganze Geschlecht zu vernichten! Als er gut und treu und der Engel der Liebe selbst war, wurde er verrathen; und nun er ganze Leichenhügel aufthürmte und jedes Weib schon leblos, mit Schaum auf den Lippen und verglasten Augen in sein Schlafgemach geschleppt und nach kurzer Nacht wieder herausgeschleppt wurde, um zu sterben, nun beginnen sie, ihn zu lieben! Denn so sind sie; nicht das Herz ist ihnen werth, sondern der Haken, der Würder, der bis an die Lippen in Blut getauchte Dajiser ist es, dem sie nachlaufen. Und ob es auch gewiß ist, daß morgen ihr Leben zu Ende sein wird: doch gelüftet es sie jetzt, einem Tiger am Herzen zu ruhen, denn Bestialität ist all ihr Sinnen und Trachten. Gut, ruft er, bringe das Ländchen, ihr soll ihr Wille geschehen; aber wisse: morgen wird ihr saulender Leichnam auf den Anger hinausgeworfen werden, gleich denen der Anderen. Und so kommt Scheherzad in das Schloß und . . .

Begint sofort mit ihren Geschichten? Sagt sich, nicht wahr: geistreich, wie ich bin, brauche ich nichts Anderes als meine Erzählungen und werde mit ihnen ganz gewiß den König so gefangennehmen, daß er meine Hinrichtung vergessen und gebessert werden wird? Ist Das der Plan, den sie vorhat? Man sagt: Ja; und da frage ich nun: Hat Das einen Sinn? Zum Wesen der großen

Dichter gehört ja, daß ihre Gewebe, seien sie scheinbar aus noch so losen Sonnenfäden gesponnen, unzerreißbar standhalten, wenn man die Probe macht, ob sie sich mit dem Lebensernst vertragen. In unseren Kinderstuben erzählt man den Kleinen die Geschichte von dem braven Martin, der die bittere Rebizin nahm und dadurch gesund wurde, von dem guten Fröh, der der Mutter nachgab und im Zimmer blieb, statt Schlitten zu fahren; und in dresdener Mädchenpensionaten erzählt man andere gute und heilsame Geschichten mit der Wirkung, daß die jungen Fräulein die Augen niederschlagen, wenn ein Lieutenant vorübergeht. War Scheherjad auch aus einem solchen Pensionat hervorgegangen, daß sie sich einbildete, es werde absolut und unbedingt keines anderen Mittels als ihrer Erzählungen bedürfen, um einem Mörder, einem mordgewohnten Mörder, einem Mörder aus Wuth und Prinzip das Morden endgiltig abzugewöhnen? Unsinn ist, zu glauben, daß die Geschichten allein und ausschließlich das von Scheherjad geplante Mittel gewesen seien. Freilich: wenn wir sagen, daß der Dichter Dies hinschrieb, weil er nicht wußte, wie er das Ding, das ihm im Kopf herumging, einleiten sollte. Aber dann hätte er auch ein herzlich plumper Dichter sein müssen; wofür man ihn ja übrigens auch hält. Denn hier liegt der Grund, warum man ihn und die ganze Bedeutung seines Werkes bisher verkannte. Hätte man gesehen, daß Scheherjad nach einem Plan vorging, der an sich vernünftig war und von dem aus betrachtet die ganze Masse des Stoffes sich zu einem ungeheuren und zweckvollen Ganzen ordnete, dann wäre man nicht darauf gerathen, das Werk für ein sinnloses Gemengsel zu halten. Aber da man Das nicht sah, sondern an eine unfählich kindische Voraussetzung glaubte, zerfiel das Ganze in einen wilden und aller Logik und Ordnung entbehrenden Haufen von bald sinnvollen, bald sinnlosen Phantasmen; und was thut man mit solchen, nachdem man sich in der Jugendzeit an ihnen ergötzt hat? Der in den Ernst des Lebens hinausstretende Mensch hat für sie keine Zeit mehr; Linguisten und Grammatiker mögen an ihnen noch die Formen einer fremden Sprache studiren und die Kinder sich der zwecklosen Seifenblasen erfreuen, wie wir uns einst an ihnen erfreuten: in der Dichtung, von der wir Wahrheit verlangen, zählt Dersel nicht mehr mit. Unsinn also, ich wiederhole es, ist die Annahme, daß Scheherjad mit ihren Märchen in der Tasche und sonst mit gar nichts Anderem ins Schloß kam. Nein: sie brachte noch etwas Nützliches mit. Und da ist sie nun beim König und ist ihm zu Willen; und nun die Nacht dem Ende naht und durch die Fenster der erste Schimmer der Morgenröthe einfällt, lacht der König. Glaubte die Dirne, ihn durch ihre Freiwilligkeit unzustimmen? Noth wie die Morgenröthe blüht dort eine andere Röthe in das Gemach herein: das Gewand des Fensters; und Scheherjad erhebt sich vom Lager. Dem König ist die Szene nicht neu. Nur unterscheidet sie sich von allen vorangegangenen dadurch, daß Dinarjad das Gemach betreten durfte, um von der Eintagskönigin Abschied zu nehmen. Und wie sie hierher kam? O, einfach, Scheherjad hatte darum gebeten. Hätte sie um ihr Leben gebeten, der König hätte darauf nicht einmal geantwortet; aber eine Abschiedsszene in dem Braut- und Armesündergemach: Das war neu! Und wie nun Scheherjad sich vom Lager erhebt und die beiden Schwestern einander in die Arme sinken: wovon werden sie reden? Ich denke, hier wird das Einfachste zur Selbstverständlichkeit. Scheherjad, Du sollst jetzt sterben; Himmel, warum hast Du uns Beide so gekrafft; so jung und schön und plötzlich zur Fäulniß und Verwesung geworfen!

So klug, so berecht! Alt und Jung sammelte sich immer um Dich, Dir zu lauschen. Und wenn Du zu erzählen begannst, Deine bunten und scheinbar so sorglosen und zwecklosen Geschichten, wie gaukelte Das um die Sinne; und wenn uns die Phantasie schon weithin in das Land der Unwahrscheinlichkeiten getragen hatte wie offenbarte sich plötzlich doch ein Zweck und ein Sinn, der all das Erträumte zusammenhielt und zur bewußten Zweckmäßigkeit und Körperlichkeit gestaltete . . .

Ich weiß nicht, ob Dinarzad gerade so sprach. Ich bin kein Mädchen, bin nicht sechzehnjährig und bin niemals bei einer Szene gewesen, wo man von einer dem Fenster Geweihten, eben erst dem Mann Vermählten Abschied nahm. Aber ähnlich wird es schon gewesen sein. Und wie sie so unter Thränen fortsprach, kam von selbst und naturgemäß auch das Wort über ihre Lippen: Ach, hätten wir Dich wieder, sähest Du wieder in unserem Kreis, bei einer Deiner wundervollen Geschichten! Soll es denn nie mehr sein? Da deutet Scheherzad mit bitterem Lachen auf den König: Hier, hier frage an! O, ich wüßte schon Dinge zu erzählen, daß man sich totlachen und totweinen könnte; aber ich darf nicht, der Fenster wartet und hier giebt man keine Galgenfrist. Und wie nun Dinarzad stehend die Hände nach dem König ausstreckt: welche neue Situation! Glaubte er nicht, schon alle Reize der Grausamkeit ausgekostet zu haben? Er hat sich getäuscht. Tausendmal wurden ihm seine Königinnen ins Gemach hereingeschleppt; und dann gab es keine schäfernden Wienern, dann dachten die Betrügerinnen nicht mehr daran, mit den Hurenangenen so fromm wie die Engel zu blicken, und die geilen Busen wogten auch nicht mehr in der Lohe der Liebe, sondern sie waren schon vor dem Tode tot. Entflohen war die verruchte Schönheit; wie gefesselte Thiere, die schon das Messer an der Kehle fühlen, lagen sie da, ganz wie sie es verdienten, ein Abscheu dem Auge wie für den zur Wahrheit erwachten sittlichen Geist. Und jetzt nichts von Alledem, sondern etwas ganz Neues, das förmlich den Baumen reizte: Gespräche, Umarmungen, dramatische Szenen vor dem Tod und ein Gerede von Dichtungen und Märchen. Ist es nicht pikant, zu denken, daß eine dieser Dirnen, bevor sie zum Tod geführt wird, noch rasch eins ihrer Märchen erzählt? Darum bligt und glüht es plötzlich seltsam auf in den Tigeraugen, der suchtbare Mund krümmt sich und Schahrjar lehnt sich in die Polster zurück wie Heliogabalus oder Nero, als er ein Mittel ersann, um den Geschmack der bevorstehenden Hinrichtung noch zu würzen. Die langen, schmalen Finger gleiten durch den Bart und die heisere Stimme ruft: Erzähle! Will mal von meiner Gewohnheit abweichen, Täubchen; statt um sechs Uhr morgens wird um sechs Uhr abends Hinrichtung sein.

Und Scheherzad beginnt . . . Womit? Kommen die prachtvollen Wunderlampen gleich dran, die farbigen Spiele der orientalischen Phantasie, die Seifenblasen mit den aus nichts entstandenen und in nichts zergehenden Regenbogenwelten? Nein: es ist eine Zweckgeschichte, mit der sie einsetzt; aber was für eine? Eine aus dem dresdener Mädchenpensionat? Ich bin neugierig, ob es viele Männer giebt, die den Ruth hätten, es ihr nachzuthun. Vessern? Das fällt ihr gar nicht ein. Etwas Anderes will sie: muthig und zum Tode entschlossen und auch zu sterben bereit, den Stier bei den Hörnern packen und anklagen; und so erzählt sie die erste Geschichte: von dem Kaufmann und dem Geist.

Selbstanzeigen.

I. Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. II. Der kritische Idealismus und die reine Logik. Wien, Braumüller. 1905.

In Philosophie und Literatur das Lebendige zu suchen, den Ursprung alles Erkennens und Dichtens aus den Gesetzen des Lebens abzuleiten und zu erweisen, daß alle Wissenschaft und Kunst und namentlich alle Philosophie nur den Zweck haben darf, das Leben selbst zu befruchten und zu bereichern: Das ist das Grundmotiv meiner bisherigen Arbeiten; und der selbe Gedanke lebt auch in den beiden Büchern, deren Erscheinen ich hier anzeige. „Gedanken und Denker“ sind eine Sammlung von zum Theil früher veröffentlichten, zum Theil ungedruckten Aufsätzen, in denen der eben erwähnte Gedanke in verschiedener Form und an verschiedenen Stoffen durchgeführt ist. In den ersten zwei Aufsätzen („Das philosophische Staunen“ und „Die Zukunft der Philosophie“) wird das Lebendige und Lebenspendende in der Philosophie allgemein erörtert. Eine Studie über „Wahrheit und Lüge“ sucht auf einem begrenzten Gebiet zu zeigen, daß alle sittliche Entwicklung aus zwei Wurzeln stammt: aus der sozialen Forderung und aus dem individuellen Bedürfnis. Beide Tendenzen in ein einziges, einheitliches Streben umzuwandeln, muß das Ziel aller sozial-reformatorischen Bestrebungen sein. Diese Bestrebungen haben, so wird in einem Aufsatz über „Die Volksseele“ nachgewiesen, unser Interesse an den Erzeugnissen des Volksgeistes geweckt, unseren Blick dafür geschärft und so die neue Wissenschaft der Völkerkunde hervorgerufen. In einem anderen Aufsatz suche ich den „Naturalismus in der modernen Literatur“ aus dem Thatfachenultus unserer Zeit heraus zu verstehen und zu würdigen. Auch die in dem Buch charakterisirten Denker und Dichter stehen mit dem Grundmotiv des Buches im Zusammenhang, insofern ich von ihnen und an ihnen gelernt habe. Da ist zunächst die französische Mathematikerin Sophie Germain, die sich aus eigener Kraft zur Meisterin ihres Faches und zugleich zu einer eigenartigen Weltanschauung emporgearbeitet hat. Da ist ferner der tief sinnige Erforscher des menschlichen Gehirns Theodor Meynert, der Organisator der experimentellen Psychologie Wilhelm Wundt und Ernst Mach, der Führer auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Methodenlehre, dessen Prinzip der Denkonomie für Wissenschaft und Leben gleich befruchtend zu wirken geeignet ist. Auch in den Arbeiten über Grillparzer, Hamerling, den alexandrinischen Dichter Herondas, den Sprachforscher Steinthal, zu denen sich einige Aufsätze über das Frauenstudium gesellen, ist die genetische und biologische Betrachtungsweise angewendet. Aus dem Leben und für das Leben: so könnte die Devise des Buches lauten. . . Während die „Gedanken und Denker“ sich an das große Publikum wenden, ist das andere Buch für engere Fachkreise bestimmt. Aber auch hier ist der Kampf gegen das Starre und Tote in der Philosophie der Gegenwart die Losung. Im Anschluß an meine Gedentrede auf Kant (Wien, 1904) suche ich aus der kantischen Erkenntnißlehre den lebendigen und fruchtbaren Kern herauszuschälen und vom dialektischen Weirwerk zu befreien. Ich finde ihn in der psychologischen Einsicht, daß alle von außen auf uns einströmenden Eindrücke durch die centralisirte Organisation unseres Ichbewußtseins hindurch gehen und dort gegliedert und gefaltet werden müssen, damit sie zu unserem Eigenthum, zu verwertbaren Erfahrungen werden. Aus diesem Gedanken suche ich im positiven

Theil des Buches eine psychologische Erkenntnistheorie zu entwickeln, die auf biologischer Grundlage ruht. Das theoretische Denken, von dem Kant und seine Anhänger ausgehen, wird mir dabei zum biologischen Problem, dessen Lösung die Entwicklung des Wahrheitbegriffes in eigenartiger Weise durchleuchtet. Der größte Theil des Buches ist aber polemischer Natur; es ist, wie ich es nenne, „ein Ruf im Streit.“ Mit großer Entschiedenheit bekämpfe ich den erkenntnistheoretischen Idealismus, der uns immer nur sagt, daß wir nichts wissen können, und uns keinen Schritt weiter bringt. Eben so trete ich gegen die „reine Logik“ auf, die ohne Rücksicht auf die Erfahrung dem Weltgeschehen Gesetze vorschreiben zu können glaubt. Gegen diese Richtungen, die uns wieder zu Hegel zurückzubringen drohen, mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft aufzutreten, halte ich für meine wissenschaftliche Pflicht.

Wien.

Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Mütter. Westermanns Verlag, Braunschweig.

Seit Gabriele Reuter's Roman „Aus guter Familie“ ist der Kampf der Tochter gegen die Mutter sanktionirt und nachgerade so selbstverständlich geworden, daß er schon keinen Krieg mehr, daß er einen dauernden Kulturzustand bedeutet. Die Mutter hat sich darein gefunden. Anfangs hilflos klagend, wie Astulina Zwanzowna in Gorkijs „Kleinbürgern“: „Warum nur strafen uns unsere Kinderchen?“ Allmählich aber, indem sie versucht, durch Liebe, List oder Einsicht sich denen unentbehrlich zu machen, die nicht mehr einfach das Gesetz der Pietät anerkennen wollen; jenes Gesetz, das den Müttern erlaubte, ihre Helfsucht auszuleben. Jetzt nun sollen sie, die früher Mittelpunkt der Familie waren, nur noch Treffpunkt für sie sein, Ruhepunkt. Das ist schwer. Und schon wird ihnen bang, selbst die beschiedene Rolle der Karyatide, die den Erquickungsbedürftigen die Schale hält, schüege noch nicht vor dem Verlassenwerden. Die neue Tochter ruft nach einer neuen Mutter, einer Mutter, die tolerant ist gegen ihre modernen Bestrebungen. Toleranz aber setzt Verständniß voraus; und ein wirkliches Verständniß wieder bedingt ein Theilnehmen. Darum werden sich die geschicktesten und wärmsten unter den Müttern aufmachen (oder haben sich schon aufgemacht), um sich für ihre Kinder weiter zu entwickeln. Hier nun bereitet sich ein neuer Konflikt vor: eine Frau, die sich gewöhnt hat, sei es selbst um der Kinder willen, nach den goldenen Früchten des Wissens und des Lebens zu greifen, sie zu genießen gelernt hat, kann sie so leicht wieder stillstehen und weiter Karyatide sein? Stillstehen gerade in dem Augenblick, wo die Kinder ihrer zu bedürfen meinen? Ist nicht Gefahr vorhanden, daß sie sich einmal auch über ihre Kinder hinaus entwickelt und sich nun selbst als Persönlichkeit fühlt, deren Entwicklung man Opfer bringen muß? Der Roman „Mütter“ beschäftigt sich mit dieser Frage, schildert den neuen Mutterkonflikt (der, wenn auch noch heute nicht völlig typisch, doch längst kein Einzelfall mehr ist) und versucht, zu zeigen, wie von Urbeginn an und in allem Geschaffenen es für alle Mutterprobleme immer nur wieder die gleiche Lösung giebt: Die Mutter giebt sich auf im Kinde. Und dieses Aufgeben ist heute schwerer, schmerzvoller als bisher. Denn die Mutter von gestern opierte nur ihre Gegenwart; die Mutter von heute aber bringt ihre Zukunft dar.

Anselma Heine.

Bodenkredit.

Seit besondere Banken für den Immobilienkredit sorgen, ist die Bodenbeleihung zwiefach vom Zinsfuß abhängig. Erstens besteht ein natürlicher Zusammenhang zwischen der jeweiligen Lage des Pfandbriefmarktes und dem Beleihungsgeschäft; zweitens wirkt der Zinsfuß, der auf dem offenen Geldmarkt gilt. Der Privatmann, der sein Kapital in Hypotheken anlegt, braucht nicht nach der Absatzfähigkeit von Schuldverschreibungen zu fragen. Für ihn ist also das zuerst genannte Moment ohne Bedeutung. Von wesentlicher aber für die Hypothekenbanken. Beinahe 9 Milliarden beträgt das von den größeren deutschen Pfandbriefinstituten ausgeliehene Kapital; und der Umlauf der ausgegebenen Obligationen war, nach der Statistik, bis Ende 1906 auf etwa 8½ Milliarden angewachsen. In dieser Summe steckt eine immerhin beträchtliche Quote des ersparten Volkskapitals. Dazu kommen noch ungefähr 800 Millionen, die auf Aktientapital und offene Reserven entfallen. Diese Zahlen zeigen, wie wichtig normale Verhältnisse für den Hypotheken- und Pfandbriefverkehr sind. Daß in allen Städten, die unter sogenannten Grundstücksrisiken leiden (Dresden, Stuttgart, München), auch die allgemeine Geschäftslage zu wünschen übrig läßt, ist ja kein Zufall; man braucht nicht erst zu beweisen, daß rege Bauhätigkeit, also rasches Wachstum der Stadt, auf alle Geschäftsverhältnisse belebend wirkt. Einen großen Theil des Geldes, das zum Bauen gehört, liefern die Hypothekenbanken, deren Wohl und Weh deshalb von großer Bedeutung für den Immobilienkredit und für die Lage des Grundstücksmarktes ist. Die Zeiten des hohen Bank- und Wechseldiskonts sind natürlich dem Absatz der Hypothekenspfandbriefe nicht günstig; die Institute müssen in solcher Zeit mit Darlehen vorsichtig sein. Nun sind, wie ich neulich schon zeigte, die Städte gezwungen, ihre Anleihen mit 4 (statt mit 3½) Prozent zu verzinsen; und von dieser Umwandlung des Rententypus kann auch der Immobilienkredit nicht unberührt bleiben. Sind die Hypothekenbanken nicht mehr im Stande, 3½ prozentige Obligationen abzugeben, müssen sie, weil die Kommunalanleihen 4 Prozent bringen, als Konkurrenten der Städte auch vierprozentige Schuldverschreibungen ausgeben, so sind sie gezwungen, für ihre Hypotheken an erster Stelle 4¼ Prozent Zinsen zu nehmen. Dieser Zinsfuß ist aber auch für gutes Hypothekenmaterial sehr hoch und erschwert den Erwerb sicherer Darlehen. Die Geldsucher finden in gewissem Umfang Ersatz für das zu billigen Bedingungen nicht oder nur schwer zu erlangende Kapital der Hypothekenbanken. Ein Ausfall aber ergiebt sich trotzdem; und er trifft das Grundstück- und das Baugeschäft. Die Städte dehnen sich und brauchen für neue Bedürfnisse neues Geld; dadurch aber, daß sie sich, natürlich unter ungünstigen Bedingungen, verschaffen, nehmen sie Mittel in Anspruch, die sonst für andere Zwecke frei wären; sie erschweren das Hypothekengeschäft und hindern damit natürlich auch die Bauhätigkeit, schaden sich also wiederum selbst. Diese Komplikation scheint unvermeidlich.

Eine nicht zu unterschätzende Hilfe findet der Bodenkredit bei den Versicherungsgesellschaften, die heute schon mehr Hypothekenbanken als Versicherungsinstitute sind. Im Gegensatz zu den amerikanischen Versicherungsanstalten legen die deutschen einen großen Theil ihres Vermögens in Hypotheken an. Dadurch sind sie lästige Konkurrenten der Bodenkreditinstitute geworden; denn sie brauchen sich um den Zinsfuß von Schuldverschreibungen nicht zu bekümmern und können ihr

Geld zu niedrigerem Zins hergeben als die Hypothekendarlehenbanken. Auch schreibt den Pfandbriefinstituten das Reichshypothekendarlehenbankgesetz strenge Bestimmungen vor, während die Versicherungsgesellschaften das Leihgeschäft lange ohne allzu enge Einschränkungen betreiben konnten. Diese Freiheit hat dann manche Institute verführt, das Kreditgeschäft weiter auszudehnen; eines schönen Tages aber griff das kaiserliche Aufsichtamt hemmend ein. Die Vorschriften für die Vergabe von Hypothekendarlehen wurden verschärft und die Versicherungsanstalten stehen auf diesem Boden nun nicht mehr besser als die Hypothekendarlehenbanken. Ihre Konkurrenz ist aber unangenehm geblieben. Wie weit die Entwicklung des Hypothekendarlehens im Reich der Versicherung gebieten ist, zeigt die Thatsache, daß die „Victoria“ mit 400 Millionen Mark Hypothekendarlehen das drittgrößte Hypothekendarleheninstitut ist; nur die Bayerische Hypothekendarlehen- und die Preussische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft haben einen noch größeren Hypothekendarlehenbestand. Ist das Mißverhältniß zwischen den Anlagen in Hypothekendarlehen und in mündelsicheren Wertpapieren, besonders in deutschen Anleihen, zu tabeln? Die Antwort hängt vom Standpunkt des Fragers ab. Der Bodenkredit hat unter dem entstandenen Verhältniß nicht zu leiden. Die Versicherungsanstalten sollten in ihren Jahresberichten über die Hypothekendarlehen (Größe der einzelnen Beleihungen; Vertheilung nach Ort und Provinz; wie viele städtische, wie viele ländliche Darlehen; Prozentsatz der Beleihungen zum Grundstückwerth u. s. w.) aber nicht gar so knappe Angaben machen; sie zeigen dadurch allzu deutlich, worin sie sich von den zu ausführlicher Darstellung gezwungenen Pfandbriefinstituten unterscheiden.

Die Zunahme der Millionenbeleihungen ist durch die Erschwerung des normalen Leihgeschäftes bewirkt worden; freilich auch durch die Vergrößerung der Geschäftsbetriebe, namentlich der, dank geschickter Besteuerung, lustig wachsenden Waarenhäuser. Doch kommen auch die veränderten Immobilienkreditverhältnisse in Betracht. Pommernbank und Sandenbanken: diese Namen und die damit verknüpften Erfahrungen haben der Aufsichtsbehörde die hohen Beleihungen verleidet. Besondere Angst stößt ihr die Waarenhäuser ein; deshalb wurde bestimmt, daß Waarenhaushypothekendarlehen überhaupt nicht als Pfandbriefunterlagen verwendet werden dürfen oder höchstens innerhalb der Grenze des Bodenwerthes. Das war hart für die im Meißelstil prunkenden Paläste; aber gegen die Thatsache, daß der Werthzuwachs des Bodens bessere Garantien bietet als die feinste künstlerische Kultur, ist schließlich nicht viel einzuwenden. Die Theorie hat sich sehr eifrig mit der Frage der Waarenhausbeleihungen beschäftigt; man hat behauptet, Waarenhaushypothekendarlehen seien unter keinen Umständen zur Pfandbriefunterlage geeignet, aber auch, sie seien wie jede andere Hypothekendarlehen zu betrachten; man hat gesagt, ein Waarenhaus sei ein höchst unsicheres Objekt, aber auch, es sei genau so gut und so schlecht wie jedes beliebige Haus, das Wohn- und Geschäftsräume enthalte. Und man hat allerlei vermittelnde Vorschläge gemacht, ohne ängstlich zu fragen, ob graue Theorie auch immer zur Beantwortung praktischer Fragen ausreiche. Die Hypothekendarlehenbanken selbst handelten, als direkt Beteiligte, ganz vernünftig. Sie verhehlten sich meist das Risiko nicht, suchen es aber zu vertheilen und durch Werbung kapitalstärkterer Bürgen zu verringern. Ein Schulbeispiel für die Beleihung unter Garantie ist die auf das Waarenhaus H. Wertheim gegebene Hypothekendarlehen. Für die 12 Millionen Mark betragende Hypothekendarlehen der Hamburger Hypothekendarlehenbank bürgt bekanntlich die Diskontogesellschaft; noch mehr aber wohl der Boden, dessen Quadratruthe heute 40000 Mark werth ist. Das

Kaufhaus des Westens, das mit drei Fronten am Wittenbergplatz und in den benachbarten Straßen emporküßt, soll, wie es heißt, von der Preussischen Bodenkredit-Aktiobank eine Hypothek von 5,30 Millionen Mark erhalten, für deren Betrag die Deutsche Bank die Bürgschaft übernommen haben soll. Für die Hypothek auf das Neue Schauspielhaus am Rollendorfsplatz (3,20 Millionen) wird die Nationalbank für Deutschland bürgen. Ein ganzes Konsortium von Darleihern hat die Wisingergesellschaft aufgeboten, um sich für ihre Bauten am Leipziger- und Potsdamerplatz, in der Königgräber- und Bellevuestraße das Geld zu schaffen. Für das Grundstück Leipzigerplatz-Königgräberstraße sind 11 Millionen Mark zugesagt, in die sich zwei Hypothekendarlehen, ein Privatmann und die Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen theilen. Da der Hochbahn die Deutsche Bank nicht fern steht, braucht Uhl's früherer „Küchenbeamter“ vielleicht nicht allzu angstvoll der Zeit zu denken, wo er die neue Karawanserei mit der unendlichen Zimmerzahl eröffnen wird. Die Beleihungen der Wisingergrundstücke bergen, meiner Ansicht nach, trotz den vertheilten Risiken und den hohen Bodenpreisen größere Gefahren als die Waarenhaushypotheken; denn die Frage nach dem Grundstückwert, die doch nicht ganz unbeachtet bleiben darf, ist für die neuen Hotels nicht so leicht zu beantworten wie für ein Geschäftshaus. Mit solchen Fragen hält die Unternehmungslust sich aber nicht auf.

Seit sich die Banken zu so hohen Beleihungen entschließen, hat das Privatkapital oft Gelegenheit zur Anlage in mittleren und kleineren Hypotheken. Während der letzten Monate sind in Berlin wieder viele neue Terrain- und Baugesellschaften entstanden; und wo eifrig gebaut wird, will das Kapital natürlich die Konjunktur ausnützen. Die Verschuldung Berlins ist im Jahr 1905 von 5,24 auf 5,48 Milliarden gestiegen; die der Vororté darf man auf 3 Milliarden schätzen. Die Gelegenheit, an dem Zinsgenuß theilzunehmen, den diese Miethenschuld ätzend gewährt, fehlt also nicht. Da dem Bodenkredit die Schwäche der Gläubiger aber kaum minder schädlich ist als die der Schuldner, muß das Publikum gewarnt werden, sich von der Hypothekenreflexe leichtsinnig verlocken zu lassen. Je herrlicher die Vortheile der „guten“ Hypotheken geschildert werden (meist sind's Zweite und Dritte), um so mehr ist dem Anlage Suchenden Vorsicht zu empfehlen. Eine sichere (also Erste) Hypothek bietet, im Vergleich zum fest verzinsten Wertpapier, den Vortheil, daß sie den Kursschwankungen nicht unterworfen ist; sie ist aber auch nicht so leicht zu verkaufen und ihr innerer Werth läßt sich viel schwerer feststellen. Was über das Verhältnis von Beleihung und Grundstückswerth, über den richtigen Prozentsatz, gesagt wird, ist meist sehr ungenau; und wenn man die Ergebnisse solcher Lehren bei Licht besieht, entsteht oft ein Zweifel, ob wir ein Gesetz und eine Auffichtinstanz haben. Für Berlin gilt der Satz, daß der reelle Werth eines Hauses den fünfzehn- bis sechzehnfachen Betrag der Mietheinnahme nicht überschreiten darf. Ob aber ein Grundstück, das 10 000 Mark Miethe bringt, immer nur mit 150 000 bis 160 000 Mark bewerthet wird: that is the question. Darf die Erste Hypothek nicht über das Zehnfache, dürfen Erste und Zweite zusammen nicht über das Zwölffache des Mietheertrages hinausgehen, so dürfte ein Haus, das 10 000 Mark Miethe bringt, an erster Stelle höchstens mit 100 000 Mark belastet sein; die Praxis meldet aber sonderbare Ausnahmen von dieser Regel, so viele Ausnahmen, daß von einer Regel kaum noch zu sprechen ist. Der Unerfahrene hat also nicht leicht, den rechten Weg zu finden; und hat er ihn glücklich entdeckt, dann droht ihm die neue Gefahr, daß er, besonders

als zweiter Hypothetgläubiger, sich gezwungen sehen kann, Hausbesitzer zu werden. Kommt ein mit mehreren Hypotheken belastetes Grundstück zur Subhastation, so sind die an zweiter Stelle stehenden Gläubigen meist gezwungen, es zu kaufen, um nicht mit ihrer Forderung auszufallen. Dann sind sie wider Willen Hausbesitzer; und die Bank, die das Geld an erster Stelle stehen hat, sorgt ängstlich dafür, daß die Zinsen pünktlich bezahlt werden. Dieser für den Erwerber des subhastirten Grundstückes ungemein erquickliche Zustand kann noch behaglicher werden. Wir haben ja die vom Bürgerlichen Gesetzbuch eingeführten Eigentümerhypotheken, die in Preußen seit fünf Jahren bestehen, doch kaum beachtet werden, in Bayern aber, wo die neue Grundbuchordnung sie seit ein paar Monaten eingeführt hat, viel Aergerniß erregen. Durch die Eigentümerhypothek wird der zweite Hypothetgläubiger an die dritte Stelle gerückt. Auf die Erste Hypothek geleistete Abzahlungen und „Kautions-Hypotheken“, die zur Sicherung der Zinsen und Annuitäten dienen, werden zu selbständigen Hypotheken, deren Auszahlung der Eigentümer des Grundstückes unter Umständen vom zweiten Hypothetgläubiger fordern kann. In praxi sieht die Sache ungefähre so aus: An erster Stelle stehen 100 000 Mark mit zehnprozentiger Kautions-, die nicht angegriffen worden ist; außerdem sind 10 Prozent durch Annuitäten am Kapital getilgt worden. Dazu giebt Jemand 10 000 Mark zur zweiten Stelle. Vor der Einführung der Eigentümerhypothek hieß Das: hinter 90 000 Mark stehen 10 000 Mark; heute heißt es: hinter 110 000 Mark stehen 10 000 Mark, nämlich 90 000 Mark Erste Hypothek, 10 000 Mark Eigentümerhypothek (Kautions-), noch 10 000 Mark Eigentümerhypothek (geleistete Abzahlung); und dann erst kommen die 10 000 Mark Zweiter Hypothek. Wird dieser Bestimmung rückwirkende Kraft verliehen, so kann sie, namentlich für ein Land mit den eigenartigen Bodenkreditverhältnissen Bayerns (umfangreiche Annuitätenkapitalien: auf 2 Milliarden Mark Hypotheken sind etwa 150 Millionen Mark abgezahlt worden, die durch die Eigentümerhypotheken wertlos werden), bedeutliche Folgen haben. Zunächst ist die Sicherheit der Pfandbriefe bedroht, die dem Kapitalistenpublikum ja das beste Surrogat für den direkten Hypothekensbesitz bieten. All die Unannehmlichkeiten, die der Erwerb einer Hypothek aufbürdet, fallen beim Hypothekenspfandbrief weg; und die Verzinsung ist dabei nicht niedriger. Nach der Mündelichkeit braucht man heutzutage auch nicht mehr zu fragen. Die preussischen Hypothekenspfandbriefe, die dieses Privilegium, weil Miquel es nicht wollte, nicht besitzen, sind an Qualität nicht schlechter als die bayerischen Obligationen; und mancher mündelichere Pfandbrief findet schwerer einen Abnehmer als der bescheidener ausgestattete Genosse, weil die Bank, die ihn ausgiebt, nicht mehr volles Vertrauen genießt. Und die meisten Hypothekensbanken haben, wie ich schon erwähnte, beim Abjaß ihrer Schuldverschreibungen mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die durch die Geldverhältnisse bewirkt sind. Daß sie, pour corriger la fortune, hohe Vermittlergebühren für die Unterbringung ihrer Pfandbriefe zahlen, ist begreiflich, aber nicht löblich, weil an sich gute Papiere dadurch in den Augen des Publikums diskreditirt werden. Das Reichsgericht ist der selben Ansicht und hat neulich einen Bankier verwehrt, den eine Bonifikation von 2 Prozent, die für den Vertrieb der Pfandbriefe der Preussischen Hypothekensbank (vor der Reorganisation) gezahlt worden war, nicht stuzig gemacht hatte. Die Entwicklung des Bodenkredits ist eben nicht ganz leicht zu übersehen und deshalb scharfe Kontrolle, aber auch feptische Vorsicht nirgends besser angebracht als hier. Ladon.

Briefe von Ibsen.

Ibsen. Von Georg Brandes Mit unveröffentlichten Briefen an eine Freundin: so heißt ein kleines Buch, das Ende Juni bei Bard, Marquardt & Co. erscheint. An Lesern wirds ihm nicht fehlen. Was Brandes über Ibsen, den er so nah sah, zu sagen hat, findet immer Gehör. Und diesmal giebt er uns gar noch Briefe, die einen wichtigen Theil dieses Dichterlebens entschleiern. Briefe, von denen nicht gilt, was ich neulich hier von anderen sagte: daß es besser wäre, wenn wir sie nicht kennen gelernt hätten. Im Spätsommer 1889 war Ibsen mit seiner Familie in dem tiroler Kurort Gossensaß. Da war auch, mit ihrer Mutter, ein junges Fräulein aus Wien. Ibsen einundsechzig, die Wienerin achtzehn Jahre alt. Sie hat den Dichter nie wiedergesehen. Ihm aber manchmal geschrieben und einige Antwortbriefe von ihm erhalten. Sehr merkwürdige Briefe; über deren Ton und (namentlich) Unterton Jeder selbst mit sich zu Rath gehen soll. Ich möchte darüber nichts sagen. Nur, daß mancher klingt, als hätte der Baumeister Solness ihn an Fräulein Hilde Wangel geschrieben. Die Briefe, die ich der Freundlichkeit des Verlages danke, werden hier abgedruckt, wie sie (deutsch) von Ibsen geschrieben sind; mit ihren kleinen sprachlichen Mängeln. Doch bitte ich Jeden, der den Dichter liebt, Jeden, der ihn erlebt hat, sich nicht mit dieser Probe zu begnügen, sondern alle Briefe zu lesen, die Brandes veröffentlicht. Vierzehn sind's; in fast neun Jahren nur vierzehn. Und doch hatte der bald Siebenzjährige auf die Frage (die er sich selbst vorlegte), ob's eine Dummheit oder eine Tollheit war, „daß wir einander entgegengekommen sind“, die Antwort gefunden: Naturnothwendigkeit wars und zugleich Fatum. Trotz der räumlichen Trennung muß der Verkehr wohl einem Menschen, dem Ibsen Rücksicht schuldete, ein Vergerniß gewesen sein.

Auf die Rückseite einer Photographie schrieb der Dichter:

An die Raifonne eines Septemberlebens — in Tirol.

27. 9. 89.

Henrik Ibsen.

Am dreißigsten Dezember 1889 aus München:

Ihr schönes, reizendes, so sprechend ähnliches Bild hat mir eine unbeschreibliche Freude bereitet. Ich danke Ihnen dafür — tausendmal und so recht von Herzen! Wie haben Sie mir dadurch, jetzt, mitten im Winter, jene kurze, sonnige Sommersage wieder vergegenwärtigt!

Eben so herzlich danke ich Ihnen für Ihren lieben, lieben Brief. Von mir dürfen Sie heute nur wenige Worte erwarten. Mir fehlt besonders in dieser Zeit die nöthige Ruhe und Einsamkeit, um Ihnen zu schreiben, so wie ich es gern möchte.

Meine Frau hat mit Freude Ihre freundliche Weihnachtskarte erhalten. Hoffentlich wird sie sich später selbst dafür bedanken. In diesen Tagen fühlt sie sich nicht ganz wohl. Mein Sohn befindet sich gegenwärtig auf Besuch bei uns. Ob er später nach Wien zurückkehrt oder anderswohin geschickt wird, ist noch unbestimmt.

Und empfangen Sie dann meinen innigsten Glückwunsch zum neuen Jahr.
Die Frau Mama wird eben so gegrußt.

Mit nochmaligem Dank für die wunderherrliche Gabe zeichne ich mich
Ihr immer ergebener

Henrik Ibsen.

Am sechsten Februar 1890 aus München:

Lange, sehr lange habe ich Ihren lieben letzten Brief liegen lassen, gelesen und wieder gelesen, ohne jedoch eine Antwort zu geben. Empfangen Sie heute meinen herzlichsten Dank in wenigen Worten. Und nachher, bis wir uns persönlich wiedersehen, werden Sie brieflich nur wenig und zwar selten von mir hören. Glauben Sie mir, — es ist besser so. Es ist das einzig Richtige. Ich fühle es als eine Gewissenssache, die Korrespondenz mit Ihnen einzustellen oder doch zu beschränken. Sie dürfen sich vorläufig so wenig wie nur möglich mit mir beschäftigen. Sie haben andere Aufgaben in Ihrem jungen Leben zu verfolgen, andere Stimmungen sich hinzugeben. Und ich — Das habe ich Ihnen schon mündlich gesagt — kann mich nie durch ein briefliches Verhältniß befriedigt fühlen. Es kommt mir immer etwas Halbes, etwas Unwahres mit hinein. Ich sehe Das; ich empfinde es peinlich, daß ich nicht voll und ganz mit meiner Stimmung bei der Sache bleiben kann. So Etwas liegt nun einmal in meiner Natur. Läßt sich also nicht ändern. Sie sind ja so feinfühlig, so instinktiv durchschauend. Sie werden dies Alles so verstehen, wie ich es gemeint habe. Und wenn wir uns wieder begegnen, werde ich es Ihnen genau auseinandersetzen. Bis da und immer bleiben Sie in meinen Gedanken. Und Das noch mehr, wenn diese lästige Halbheit des Brieffschreibens nicht stört. Tausend Grüße!

Ihr Henrik Ibsen.

Am dreißigsten Dezember 1890 aus München:

Ihren lieben Brief habe ich richtig erhalten. Eben so die Blocke mit dem schönen Bilde. Ich danke Ihnen so recht von Herzen dafür. Auch meine Frau findet, daß das Bild sehr hübsch gemalt ist. Aber ich bitte Sie: schreiben Sie mir vorläufig nicht mehr. Wenn die Umstände sich geändert haben, werde ich es Ihnen wissen lassen. Bald werde ich Ihnen mein neues Schauspiel schicken. Empfangen Sie es in Freundlichkeit, — aber schweigend! Wie gern möchte ich Sie wieder sehen und sprechen! Ein glückliches Neujahr wünscht Ihnen und Ihrer Frau Mama

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

Diesen Brief hat das Fräulein, wie Ibsen gewünscht hatte, nicht mehr beantwortet. Zum siebenzigsten Geburtstag schickte sie dem Dichter dann 1898 eine Glückwunschdepesche und erhielt, als Antwort, schon nach drei Tagen eine Photographie, auf deren Rückseite Ibsen geschrieben hatte: „Der Sommer in Gossensfaj war der glücklichste, schönste in meinem Leben. Wage kaum, daran zu denken. Und muß es doch immer. — Immer!“

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse
Wein - Restaurant || **Bier - Restaurant**
 Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
 von M. 3.— an, sowie à la carte
Beste Küche bei mässigen Preisen. *Fritz Otto.*
 Ausschank der Fröh. v. Tucher'schen
 Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.
 Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches in Prospekt (frei).
 Literat.: Dr. med. Max Aach, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit antibruchosen-
 und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gesetzerständlicher
 Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Gesellschaftsreisen **Weltausstellung in Mailand**

zur
 anschliessend Schweiz, Oberital. Seen, Gardasee, Venedig alle 14 Tage, 14 u.
 16 Tage Dauer, 310 u. 400 Mk. Alles einbegriffen. Programme kostenfrei.
 Nordlandreisen, Bretagne u. Pyrenäenbäder, Brüssel-Paris und andere Reisen.
Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57.

Dr. Nöhring's **Sanatorium**

Neu-Coswig i. Sa.
 für Lungenranke
Nur für 24 Patienten I. Kl.
 3seitig vom herrlichen Kiefernwald der Lössnitz umschlossen

Restaurant **Hundekehle im Grunewald**

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteil-
 ung in geschloss. Räumen.
Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original
 Pilsner - Weißenstephan - Berliner Lockbrauerei.
 Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn
 in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.
Hermann Otto, Hoflieferant.

Selzer
 Laurence & Co., Holl.



Natürl. Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Sprechsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5345.

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

Kupferberg Gold

Johannisbad Eisenach 26

Pros. und Kur-
bericht gratis.

J Nustersanatorium nach Dr. Lehmann
Kuren m. giffreien Pflanzensäften. Schönheitspflege. Behandlung chron. Leiden, besonders Frauenleiden.

Frl. Dr. med. Szalkay (Ostr. appr.)

Sanitätsrat Dr. Hildinger. Dir. Johann Glau.

Schockethal bei Cassel.

Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

! Gute Resultate bei Blutarmut Nervenleiden Frauenkrankheiten Verdauungsleiden Rheumatismus Fettleibigkeit Krankheiten der Atmungsorgane u. allen chronischen Erkrankungen.

Wer sich krank fühlt

oder erholungsbedürftig ist, versuche eine Kur im

Germanenbad b. Landeck in Schlesien.

Größte Befriedigung ist sein Lohn.

Streng wissenschaftliches u. erfolgreiches, maßvolles Wasserheilverfahren mit Hilfe aller existierenden Heilfaktoren! Aelterer spez. Arzt in der Anstalt. Herrliches Stückchen Erde. — Reinste Wald-Höhenluft! — Billiger Preis! — Prospekte frei.

NORDSEEBAD Borkum
genannt: „Die grüne Insel“

1905: 20439 Besucher.

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozeanreiche Seeluft. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand, Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.

Nordseebäder WESTERLAND UND WENNINGSTEDT.

Frequenz 1905: 22152 Pers.



Stärkster Wellenschlag der Westküste — Familien-Strandbäder und getrennte Damen- und Herrenbäder. Reinste Seeluft. Unvergleichlich schöner Strand. Illustr. Prospekte versendet gratis d. Badedirektion Westerland.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger
wöchentlicher Passagierdienst
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·
NEAPEL · PIRÄUS ·
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gestattet.
Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u. a. wende
man sich ausschliesslich an:

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Porzellanfabrik Triptis.

Mk. 1 000 000

neue auf den Inhaber lautende Aktien

Stück 1000 à Mk. 1000 No. 1001—2000

der

„Porzellanfabrik Triptis“ zu Triptis

sind zum Handel und zur Notiz an der Börse zu Berlin zugelassen worden — Prospekte
sind bei mir erhältlich

Berlin, im Juni 1906.

Abraham Schlesinger.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet vom Insel-Verlag in Leipzig betr.

Sebold Soekers Pilgerfahrt u. S. S. Vollendung

von Gerhard Ouckama Knoop.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.Freitag, d. 15./6. **Cäsar und Kleopatra.**
Sonnabend, den 16. und Montag, den 18./6.**Der Kaufmann von Venedig.**Sonntag, d. 17./6. **Ein Sommernachtstraum**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.Freitag, den 15. Sonnabend, den 16. Sonntag,
den 17. und Montag, den 18. Juni**Orpheus in d. Unterwelt.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Zieckel**, Friedrichstr. 236.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr.

Das Fest der Handwerker.

Vorher:

Die Verlobung bei der Laterne.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 15. Sonnabend, den 16. Sonntag,
den 17. Montag, den 18. Juni. Abends 8 Uhr.

Ein idealer Gatte

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Friedrichstr. 215
Patentbureau Arendt

Wein-Restaurant.

I. Ranges.

Otto Mamsch

Leipzigerstrasse 94.

Diners 1,50 Mk.

Souper 2 Mk.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

WEIMAR 1906

III. Ausstellung des
Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet.

Eintritt 1 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: **Hans Gregor.**

Freitag, den 15. Sonnabend, den 16., Sonntag, den 17. u. Montag, den 18. Juni. Abds. 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hoffaender.

Bender.
Josephl.
Massary.

Glampietro.
Steidl,
Lilly Walter.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Conditorei,
gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. ab 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wenzel.

Schriftsteller!



Bekanntester Verlag überh. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Ansu. günst. Beding.
Off. unt. B. M. 205. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

In 4. Auflage 1906 erschien:

Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhds. m. bes. Bezieh. z. d. Lehre v. d.

Psychopathia Sexualis
von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10,—, Leinwbd. M. 11,50.
Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche

im Altertum selbst ausführl. Untersuch. üb.
Venus-u. Phalluskult., Bordelle, Nerosus, Theleia
Päderastie u. and. geschlechtl. Ausschweifung.
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 435 Seit.
Eleg. br. M. 6,—, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
s. unten. Ob. kultur- u. sittengeschichtl. Werke grat. frk.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Haboburgerstr. 10.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Auffrischung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Publikum!

Literarischer Skandal!

Bestellt auf das Gedichtbuch

„Vom Frühling zum Herbst“
bei Strecker & Schroeder, Stuttgart.

2.—

RE

Heilstätte

für

Herzkrankte

Dr. med. Tillis. Berlin W., Tauenzienstrasse 19 b,
Prospekte frei.

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für **Herzranke**

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O, gegenüber dem städt. Badehaus.
Ambulante Behandlung — Sanatorium. Geschäftl. Arzt: Dr. med. A. Smith,
Haberstr. 1. Besondere Leitung: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Übungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Arztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Institut für Schlammbehandlung.

Chronische u. akute lokale Packungen mit Panzerschlamm
Gelenk — Nerven — (Med. Klin. No. 53, 96.)

Frauenleiden Dr. H. Karfunkel, Arzt, Friedrichstr. 8.

Panzerschlamm für Hauskuren.

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenranke, Dresden-A.,
Haberstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach belasteter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerranke**

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigenes Laboratorium Näh. im Prospekt.

Sanatorium Finkenwalde bei Stettin

Idyllisch geschützte Lage
inmitten herrlich. Buchen-
waldes. Vornehm ein-
gerichtete Räume. Indi-
viduelle Behandlung von
Nerven- Magen- und

leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahmann.**

Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zucker-
krankheit, Elektrische (Licht) Bäder, Bestra-
lungstherapie, Vibrationsmassage, Tour-
Brands'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder,
Heilgymnastik, Licht- Luft- und Sonnenbäder,
Liegehalle, Tennisplatz. Prospekte durch den

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige
Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.

Goerz Triöder Binocle,
Hensoldt's Dachprisma-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums,
Ill. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Inhaber
Hermann Roscher,
BERLIN SW. 11, Schönberger Str. 9

Erholungsheim

Grossjena

bei Naumburg a. S. (Thüring).
Herrl. Lage, Kleine Besucherzahl.
Mäss. Preise, Prospekte. Neuer Besitzer.

Fussschweiss auch Hand und
Achselsschweiss
sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich, Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmark. u.
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
Berlin O. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau
„Greif“

HANNOVER Georgstr. 16^a Teleph. 960.
Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte
auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Teleph:
Amt 9
No. 9122

Schlossbrauerei Schöneberg
BERLIN W.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900
500 M.: Belohnung!

Sommerproben, Weichtüdel, Witterer, Rinnen, Weibel, Kangeta, Rollen, Gau- u. Noirméte, aufhäne Weichtü- u. Stollenen u. -Stige, Ganturmeiselen verjähren nur durch seinen gläsern bewährten **Schönheitshersteller Pohl** Idell u. Jäger. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. — Günstige Zusicherungen. Refa. Nr. 4. — g. Stodnache may in haben bei **Georg Pohl, Berlin, Nebenflaumenstr. 40**

Cabinet-Comet
**Graeger-
Seect**
Gold & Silber
2. bez. durch
Wettbewerben
Carl Graeger
Seel. Kellerei
Hochheim a. M.

Bilz

**Sanatorium „Schloss
Lössnitz“**
DRESDEN-RADEBEUL. 3 Aerzte.
Prospekt frei. Das ganze Jahr geöffnet.
Gute Heilerfolge. Herrliche Lage.

Berliner Jute-Spinnerei u. Weberei.
Die Generalversammlung vom 6. Juni 1906 hat beschlossen, die noch rückständigen 13,500 M. Stammaktien im Verhältnis von 5:1 zusammenzulegen. Näheres, auch wegen Rückkauf von 1000 M. resp. 3500 M. Aktien ist bei der Bankfirma **A. Schappach & Co., Berlin W. 6., Markgrafenstr. 48**, zu erfahren.
Strala, den 6. Juni 1906.

Der Vorstand.
Hoffmann K. Frömbing.

Geschäftliche Mitteilungen.

Sanatorium „Finkenwalde“ physikalisch-diätetische Heilanstalt (nicht zu verwechseln mit Dr. Colla's Sanatorium „Buchheide“ für Nerven- und Herzkrankte) liegt unmittelbar an der sog. Buchheide, einem 100 Quadratkilometer grossen prachtvollen Laub- und Nadelwald. Die Luft ist herrlich, das Klima durch die Nähe der See (Stettiner Haff, Ostsee) milde beeinflusst. Das Sanatorium ist, der Neuzeit entsprechend, behaglich und vornehm eingerichtet und bietet mit seinen schönen Luft- und Sonnenbädern, grossen, auf das beste eingerichteten Baderäumen, Liegehalle, Gymnastiksaal und einer vorzüglichen Küche den Patienten alles, was in der physikalisch-diätetischen Therapie in den letzten Jahren am wirksamen und erprobten Heilmethoden angewandt worden ist. Ein mehr als 25 Morgen grosser Garten von über 1000 Obstbäumen bestanden, mit zahlreichen Beerenstrüchern und über 2 Morgen Erdbeerpflanzung giebt reichliche Gelegenheit zu Obstkuren und den verschiedenen Modifikationen vegetarischer Diät. Dabei hält die Anstaltstellung sich frei von jeder Einseitigkeit Gemäss dem Grundsatz strengster Individualisierung bietet sie ausser zu physikalisch-diätetischen Kuren auch Gelegenheit zur Behandlung nach den Regeln der klinischen Medizin, deren Anwendung in Verbindung mit den anderen Heilfaktoren oft die schönsten Resultate zeitigt. Prospekte sind durch die Leitung des Sanatoriums kostenfrei zu erlangen.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der „Zukunft“
(Nr. 14—26. II. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisangabe etc. zu
Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.



nebst

Handels-Zeitung und seinen 6 wertvollen Beiblättern:

Zeitgeist (Montag), Technische Rundschau (Mittwoch), Der Weltspiegel (Donnerstag), ULK (Freitag), Haus Hof Garten (Sonnabend), Der Weltspiegel (Sonntag), bringt allwöchentlich ausser einer sorgfältig redigierten

Reise-, Bäder- und Touristen-Zeitung

je eine Juristische, Literarische und Frauen-Rundschau sowie ein besonders ansprechendes Sportblatt.

Im Feuilleton erscheint ausser kleineren Novellen:

Das Perlenhalsband von Burton E. Stevenson.

Stevenson ist mit diesem bis zum letzten Ende fesselnden Detektiv-Roman, der in einer hochdramatischen Weise ausgearbeitet ist, mit einem Schritt in die vorderste Reihe der Verfasser von Detektivgeschichten getreten und ist auf eine Linie mit A. K. Green und Sir Conan Doyle zu stellen.

109,000 Abonnenten.

Bezugspreis: 2 Mark monatlich.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incasso! Anklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. Im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8^{1/2}—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (B. i. f. m.)

Nebenverdienst erwirbt sich jeder durch den Verkauf der



Alemannia-Fahrräder.

Verlangen Sie Pracht-Katalog No. 361 über Fahrräder u. Zubehörteile gratis und franko, ehe Sie kaufen. — Probe-Fahrrad auch zum Ausnahmepreis. — Pneumatikmütel \mathcal{M} 3,70, mit Garantie \mathcal{M} 4,50 u. 5,70 — Schläuche \mathcal{M} 2,80 3,30 u. 3,80.

J. Fries, Beseler Nfl., Fahrradwerke, Flensburg.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater. Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenkranken u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-Diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Fassow. Langjähriger Assistent.

Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebsfertig.

Keine Bedienung erforderlich!

Von Autoritäten als die gesündeste Heizung anerkannt.

Kryptol- Patronen- Öfen

Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

Sanatorium für

Hautkrankheiten und Kosmetik

Perk. gg. Pulsangst. Ausführliche Prospekte frei.
Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

Spielen Sie in der Lotterie!
Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hochwichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt.
Wendels Verlag, Dresden. 30/57.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.

Pernsprocher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtg. Romanische windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirg. Arzt oder Administration in Berlin S.-W., Möckeraustr. 118.



„Die beliebteste Cigarette unserer Zeit!“
 „Die köstliche Gabe des Orients!“
 „Die genussreichste Gesellschafterin
 traulicher Stunden!“

„Salem Aleikum!“

Salem Aleikum-Cigaretten
 Keine Ausstattung nur Qualität.

Lose: No. 3 4 5 6 8 10
 3 4 5 6 8 10 Pfg. pr. Stck.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben
 Kunstkeram. Erzeugnisse
Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)
 schiefergrau geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente
Wasserdicht! Dauerhaft!
 Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.



Regelmässige
 Schnell-Postdampfer-Verbindungen
 von
BREMEN
 nach
AMERIKA

New-York ^{via Southampton} Cherbourg
 LONDON PARIS
 Baltimore Galveston Cuba
 Südamerika Brasilien La Plata
 Mittelmeer Aegypten
 Ostasien Australien
 Specialprospecte werden auch von
 sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen